

ÖSTERREICHISCHES STUDIENFÖRDERUNGSWERK
PRO SCIENTIA

Ergänzender
Online-READER

Sommerakademie 2018

Bad Aussee, Steiermark

Lebensräume

www.proscientia.at

Impressum

Österreichisches Studienförderungswerk PRO SCIENTIA

MMag. Lisa Simmel BA, Geschäftsführerin

Otto Mauer Zentrum, Währinger Str. 2-4; 1090 Wien, e-mail: office@proscientia.at

Die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge liegt bei der Verfasserin/dem Verfasser.

Cover: Sebastian Sallaberger, Innsbruck

**PRO SCIENTIA dankt
allen Privatspendern und Spenderinnen,
Mitgliedern sowie den
Sponsoren und Förderern,
die unsere laufende Bildungsarbeit und
die Sommerakademie ermöglichen!**

Österreichische
Bischofskonferenz



Otto Mauer Fonds



**ANDROSCH-
PRIVATSTIFTUNG**

Inhaltsverzeichnis

Reader

Ioanna Georgiou, Innsbruck Der Lebensraum des Menschen Bericht aus dem Inneren.....	Seite 6
Lisa Großkopf, Wien WHAT IS LEFT	Seite 10
Isabella Bruckner, Graz / Thomas Sojer, Innsbruck Locus Iste—(W)Orte aus dem Kloster	Seite 14
Christina Bisanz, Wien Examining the Connection between Misogyny and Human Trafficking	Seite 19
Christina Schwarzenbacher, Graz Der Staat als Lebensraum Eine völkerrechtliche Darstellung.....	Seite 30
Viktoria Jedlicka, Wien „Raum“ im Nationalsozialismus Die „völkerrechtliche Großraumordnung“ von Carl Schmitt und die „Lebensraum“-Politik Adolf Hitlers.....	Seite 35
Harald J. Jauk, Wien Lebensräume: Theorien und Entwicklungen zu Nationalismus und Identität in Katalonien, Valencia und auf den Balearen	Seite 41
Egor Lykov, Wien Die Neuordnung des sozialen Raumes durch die Eisenbahnen im 19. Jahrhundert	Seite 54
Clemens Jochum, Wien Lebensraum Universum Das anthropische Prinzip	Seite 58
Christina Tonauer, Innsbruck Ein Gruß aus dem All Die Suche nach extraterrestrischen Lebensräumen.....	Seite 62
Bettina Zens, Wien Die Zelle im Lebensraum Körper	Seite 68
Online-Reader Abstracts	Seite 75

Inhaltsverzeichnis

Online-Reader

Marion Dotter, Wien Lebensräume der jüdischen Gemeinde in Italien zwischen dem Risorgimento und dem Ende des zweiten Weltkriegs (1870—1944)	Seite 8
Barbara Denicolò, Innsbruck „Revolution“ in der Bildung: Frauen erobern die Universitäten.....	Seite 16
Benedikt Collinet, Wien Kein Platz für „die Anderen“ Religionssoziologische Anmerkungen zur Selbstlegitimation des IS...	Seite 30
Lucija Mihotić, Wien Lebensräume anpassen: Die Online Apotheke	Seite 35

Marion Dotter, Wien

Lebensräume der jüdischen Gemeinde in Italien zwischen dem Risorgimento und dem Ende des zweiten Weltkriegs (1870–1944)

1. Einleitung

„Jetzt, wo eine tapfere nationale Armee gekommen ist, um Rom den Gebrauch seiner Freiheit wiederzugeben, ein sehr glückliches Ereignis, welches Rom mit ganz Italien begrüsst, fühlen die Israeliten das Bedürfnis, Ew. Majestät die Huldigung ihrer grenzenlosen Dankbarkeit als Italiener, als Römer und als Israeliten darzubringen.“¹

Mit diesen Worten beschreibt die jüdische Gemeinde Roms in einer Denkschrift an den italienischen König Vittorio Emanuele die Öffnung des jüdischen Ghettos in Rom, durch die eine mehr als 300-jährige Phase der päpstlichen Unterdrückung für die jüdische Gemeinschaft aufgehoben und beendet schien. Lediglich 75 Jahre später beschrieb die junge Jüdin Olga eine neuerliche Befreiung – dieses Mal von dem menschenverachtenden Regime des Nationalsozialismus, das tausenden von italienischen Juden das Leben gekostet hat:

„Men who had been hiding for months, patriots, Italian soldiers, Allied prisoners of war who had escaped from their prison camps, young men of military age and persecuted Jews – were out and about. [...] The Scots piped themselves down Via Nazionale to Piazza Venezia, where they gave a concert amid howls of enthusiasm ... The French paraded along Via dell'Impero to shouts of *Vive le France!* British units came up Via Ludovisi in triumph.“²

Der vorliegende Artikel soll sich der Entwicklung des italienischen Judentums zwischen diesen beiden Ereignissen zuwenden und deren Folgen beziehungsweise Voraussetzungen erklären. Die Ausführungen sollen dabei den Standort Rom als Teil der semitischen Gemeinschaft Italiens lokalisieren und Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede zu anderen Verbänden zwischen den beiden Befreiungen durch die königlich italienischen und alliierten Truppen hervorheben.

2. Vorgeschichte

Mit einer in die Zeit der römischen Antike zurückreichenden und aus Händlern ebenso wie aus Kriegsgefangenen und Diplomaten zusammengesetzten jüdischen Gemeinde besitzt die Apenninenhalbinsel eine der ältesten Diasporen Europas.³ Während in vielen Teilen des italieni-

schen Sprachraums, insbesondere in den spanisch regierten Gebieten Süd- und Norditaliens sowie im savoyischen Sardinien die jüdische Kultur durch Ausweisung und Inquisition zerstört oder zumindest beschränkt wurde, war Rom, der Sitz des Heiligen Stuhls, als eine der wenigen Großstädte des Kontinents niemals Schauplatz einer Judenvertreibung.⁴

Ihren Tiefpunkt erlebten die päpstlich-jüdischen Beziehungen allerdings im 16. Jahrhundert unter der Regentschaft des neapolitanischen Inquisitors Paul IV. Caraffa, der die blühenden semitischen Gemeinden im Kirchenstaat ihrer Rechte und Freiheiten beraubte, sie auf die beiden Städte Rom und Ancona beschränkte⁵ und schließlich auf ein begrenztes Areal zwischen dem Portikus der Oktavia und der Kirche San Gregorio drängte.⁶ Mit der Bulle „Cum nimis absurdum“ von 1555, die dem „Schutz“ des christlichen Seelenheils vor dem „schädlichen“ Einfluss der Juden dienen, die Minderheit aber gleichzeitig der päpstlichen Gesetzgebung eingliedern sollte, begründete Paul das römische Ghetto, das für die kommenden, über 300 Jahre zum Lebensmittelpunkt der römischen Diaspora werden sollte.⁷ Obgleich das in unmittelbarer Tibernähe situierte Gebiet häufig von Überschwemmungen und Seuchen heimgesucht wurde, wuchs die Bevölkerung des beengten und ärmlichen Viertels bis ins 17. Jahrhundert von 2000 auf 7000 Seelen an.⁸ Da der Papst nur noch eine Synagoge in jeder Stadt erlaubte, mussten die im Mittelalter entstandenen Gotteshäuser unterschiedlicher Kulte in ein Gebäude innerhalb des Ghettos zusammengefasst werden.⁹ Auch in rechtlicher, privater und beruflicher Hinsicht waren die Juden bis 1870 stark begrenzt: Mischehen, politische Partizipation, Grundbesitz und die Gleichwertigkeit vor dem Gesetz erschienen für sie undenkbar – mit zwei kurzen Ausnahmen im Zuge der napoleonischen Kriege und der römischen Republik von 1849.¹⁰

Die jüdische Bevölkerung selbst war an ihrer Emanzipation, die ein „Nebenresultat“ der Vereinigung Italiens darstellte, keineswegs unbeteiligt, sondern betrachtete die von liberaler Seite geforderten Freiheiten, die für alle Konfessionen gelten sollten, als wesentliche Motivation für die Teilnahme an der Risorgimento-Bewegung. Juden waren Teil diverser patriotischer Vereinigungen wie dem „Giovine Italia“ oder der Carboniera

und kämpften auf italienischer Seite in den Unabhängigkeitskriegen zwischen 1848 und 1866. Auch an Garibaldis „Zug der Tausend“ sollen sich acht Juden beteiligt haben.¹¹

3. Die jüdischen Gemeinden Italiens zwischen Risorgimento und Erstem Weltkrieg

Als der Kirchenstaat 1870 als einer der wenigen noch selbstständigen Teile der Apenninenhalbinsel dem italienischen Königreich angeschlossen wurde, war damit auch das Schicksal des letzten noch existierenden Ghettos der Welt besiegelt. Das gesamte Gebiet wurde der 1848 im Piemont proklamierten Verfassung unterworfen, die in ihrem ersten Artikel die Gleichheit aller vor dem Gesetz proklamierte. Die Juden profitierten zudem von dem Emanzipationsedikt Carlo Albertos, das allen Nichtkatholiken beispielsweise den Zugang zu den Universitäten und dem Heer ermöglichte.¹² Obgleich von der Öffentlichkeit kein Druck auf die „geöffnete“ Gemeinde ausgeübt wurde, begannen die Verantwortlichen rasch, ihre Statuten umzugestalten und den liberalen Vorstellungen anzupassen. In einem Prozess von zehn Jahren wurde eine neue, noch unkoordinierte Liste von Gesetzen geschaffen, die – ausgehend von den Vorschlägen anderer Städte – die innere Organisation des jüdischen Lebens in Rom, aber auch das Verhältnis zur staatlichen und städtischen Verwaltung regeln sollte und schließlich einer Versammlung aller männlichen Gemeindeglieder zur Diskussion vorgelegt wurde.

Am 27. September 1883 wurden die Statuten der „Università Israelitica di Roma“ ratifiziert, die sich vor allem durch die Freiwilligkeit der Mitgliedschaft und der Beitragsleistungen auszeichnete. Das neue „Consiglio“ sollte aus 42, auf drei Jahre zu wählenden Beiräten bestehen, denen ein die Università vertretender Präsident vorstand. Bereits wenige Jahre nach der Einsetzung der neuen Gemeindevertreter zeigten sich allerdings erste Krisenerscheinungen in der Verwaltung, die durch Modifikationen in der Organisation nur unzureichend aufgefangen werden konnten. Ebenfalls in den 1880er Jahren kam es zu einer Neuregelung des jüdischen Wohlfahrtswesens in Rom, die unter anderem die Gründung eines Krankenhauses und eines Hilfsfonds für arme, invalide Juden brachte.¹³

Soziale Unterstützung war gerade für viele jüdische Einwohner Roms eine fast unumgängliche Notwendigkeit – eine Situation, an der ihr Standort auf der Apenninenhalbinsel eine nicht zu unterschätzende Verantwortung trug. Das römische Ghetto hatte mit einem Alter von über 300 Jahren eine weit längere Lebensdauer erfahren, als viele ähnliche geschlossene Viertel in Norditalien¹⁴, was

auch die, über die Emanzipation weit hinausreichende Abschottung der Juden von dem Rest der urbanen Bevölkerung erklärt: Noch 1938, als die faschistische Partei eine Zählung aller Juden des Landes vorschrieb, lebte die überwiegende Mehrheit dieser im oder in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Ghetto-Areals.¹⁵ Neben der lebensweltlichen, war auch die persönliche Verbundenheit der semitischen Bevölkerung mit ihrer christlichen Nachbarschaft in der „ewigen Stadt“ sehr eingeschränkt, wie die begrenzte Zahl an „Mischehen“, die zwischen 1930 und 1933 bei lediglich 12 % lag, beweist. Damit stand sie im klaren Gegensatz zu den etwa 58 % der in Mailand zwischen Juden und Christen geschlossenen Ehen.¹⁶

Während in vielen Teilen des Landes der rechtlichen Gleichstellung der Religionsgemeinschaft also auch ihre Integration folgte, blieben die Juden Roms weitgehend auf ihre Traditionen, Netzwerke und konfessionellen Grundsätze beschränkt. Weiters war das römische Ghetto eines der ärmsten Orte jüdischen Lebens auf italienischem Boden und der Bildungsgrad der Gemeindeglieder weit unter den staatlichen Durchschnittswerten: Während die Analphabetenrate unter den semitischen Einwohnern Roms bei fast 90 % lag,¹⁷ konnten in vielen anderen Regionen Italiens nur 5 % der Juden nicht lesen und schreiben.¹⁸

Dementsprechend ärmlich waren auch die Ausgangsbedingungen jener Menschen, die das Ghetto nach über 300 Jahren verlassen konnten: Die meisten von ihnen waren als Wanderhändler, Lumpensammler, Verkäufer, Schneider und Krämer tätig¹⁹, was den typischen Berufssektoren der Juden im 18. und 19. Jahrhundert entsprach.²⁰ Dennoch sind bereits vor dem Risorgimento auch in der römischen Gemeinde Verbesserungen ihrer sozialen und finanziellen Lage zu erkennen, die von Livio Livi in einer „berühmten“ Studie in den 1920ern an der Höhe der Mitgift festgemacht wurde: Während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur 5 % der in jüdischen Familien weitergegebenen Brautgaben über 6000 Lire lagen, erhöhte sich dieser Wert für den Zeitraum von 1852 bis 1861 auf 26 %, wobei auch die absolute Zahl der Mitgiften von 240 auf 284 anwuchs. Es war somit einer größeren Gruppe von Menschen möglich, ihre Töchter mit höheren Geldsummen zu versorgen, um möglicherweise auch deren gewohnten Lebensstandard zu gewährleisten. Deutliche Veränderungen ergeben sich bei der Betrachtung der dritten Untersuchungsphase zwischen 1881 und 1890, die einen Anstieg der vergebenen Aussteuer auf 464 und der verteilten Gesamtsumme von 1.317.000 auf 2.879.000 Lire zeigt. Der Anteil der über 6000 Lire liegenden Beträge machte nun ebenfalls 26 % aus. Aufgrund der hohen Inflation dieser Zeit ist es natürlich nicht möglich, die Daten der unterschiedlichen Stichproben unmittelbar miteinander zu vergleichen, doch eine Vergrö-

berung des jüdischen Wohlstandes ist an den Angaben dennoch erkennbar.

Weitere Einblicke in die Gesellschaftsstruktur der jüdischen Gemeinde Roms geben die Spenden für den Neubau des Großen Tempels, die im Jahr 1904 gesammelt wurden: Dabei wird deutlich, dass es eine kleine, sehr reiche Gruppe von römischen Juden gegeben hat, die sich – trotz ihrer räumlichen Entfernung vom Ghetto – mit der semitischen Gemeinschaft aufs Engste verbunden fühlten. Dies ist umso bemerkenswerter, als der Großteil der besonders begüterten und einflussreichen Einwohner Roms nicht in der Stadt geboren wurde, sondern – ihrem Namen nach – erst nach der Emanzipation zugewandert waren.²¹

Durch die Öffnung der Ghettotore und der (nun innerstaatlichen) Grenzen des jungen Königreichs wurde auch die interne Migration der Italiener im Allgemeinen und der Juden im Besonderen gefördert.²² Von den regionalen Zentren, auf die viele von ihnen bis dahin beschränkt waren, zog es sie nun in die größeren urbanen Metropolen, um dort ihren Handel auszuweiten und voranzutreiben. Die sich dabei ergebenden Möglichkeiten führten zum Eintritt in neue Wirtschaftssektoren, aber auch zur Übernahme anderer Positionen im Staat, beispielsweise in der Verwaltung und dem Bildungssystem. Eine Studie von Kuznets zeigte, dass die Präsenz der italienischen Juden im Handel zwischen 1901 und 1938 stark zurückging, während ein sprunghafter Anstieg von jüdischen Universitätslehrenden und Büroangestellten zu beobachten ist:²³

Eben diese Emanzipations-, Säkularisierungs- und Integrationsbewegung, die mit der Zeit auch eine Assimilation bewirkte, wurde von Seiten der jüdischen Gemeinden allerdings nicht nur goutiert, sondern vielmehr auch kritisch beäugt und mit Gegenmaßnahmen untergraben. Eine erste war die Wiederbelebung des jüdischen Schulwesens, die 1912 beim zweiten jüdischen Jugendkongress diskutiert wurde. Es zeigte sich dabei, dass nur noch 4 % aller jüdischen Kinder Italiens eine Bildungseinrichtung ihrer Konfessionsgemeinschaft besuchten und diese zudem teilweise von nicht-jüdischen Lehrern geleitet wurden.²⁴ Nichtsdestotrotz kann von dem „antisemitismusfreien“ Königreich Italien – ein Mythos, der immer wieder in der Forschung aufgegriffen wird²⁵ – keine Rede sein.²⁶

Obgleich die semitische Gemeinschaft Roms, wie erwähnt, eine Sonderstellung auf der Apenninhalbinsel einnahm, veränderte auch hier die Emanzipation die Lebenswelt der Einwohner, wobei diese vor allem auf wirtschaftlicher Basis vor sich ging: So wurden die meisten Adelstitel an römische Juden aufgrund ihrer ökonomischen Aktivitäten vergeben. Auf eine Integration der nun gleichgestellten jüdischen Bürger folgte in Einzelfällen auch in Rom die Assimilation durch den Eintritt in die christliche Tradition. Obwohl

in sehr geringem Ausmaß, stieg die Zahl der getauften Juden zwischen 1868 und 1935 weit schneller, als jene der semitischen Gemeindemitglieder, die sich in diesem Zeitraum von 5000 auf 11.000 mehr als verdoppelte. Der Prozess der Eingliederung gewann allerdings erst nach dem ersten Weltkrieg an Bedeutung.²⁷

Trotz dieser Entwicklung sah sich die jüdische Union Roms nun erstmals seit drei Jahrhunderten in der Lage, ihre Existenz in der Stadt offen und nach außen hin darzustellen und mit baulichen Veränderungen des Ghetto-Bezirks nicht nur eine verbesserte Wohnlage, sondern auch ein sichtbares Zeichen ihrer gewonnenen Rechte und Freiheiten zu schaffen. Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine Diskussion über die schwierigen Zustände im Ghetto entstanden, die im Jahr 1848 zu einer Abtragung dessen Mauern und Tore führte, nicht aber die gesetzlichen Beschränkungen gegenüber den Juden eliminierte. In den Folgejahren bis 1870 ergaben sich kaum architektonische Neuerungen, erst danach versuchte der Staat durch die Entwässerung des Areals und eine Regulierung des Tibers die sanitäre Lage des Viertels sowie die Hochwassergefahr der gesamten Stadt zu entschärfen. Die größte bauliche Herausforderung von kommunaler Seite betraf dagegen die Neuerrichtung des jüdischen Tempels, der bis dahin, wie bereits erwähnt, Teil der „Cinque Scole“²⁸, eines unscheinbaren Gebäudes mit mehreren Gebetsräumen für die unterschiedlichen semitischen Kulte der Stadtbewohner, war. Schon vor dem Brand 1893, der die Scola Castigliana zerstört und die Scola Tempio schwer beschädigt hatte²⁹, wurden die Rufe nach einem Neubau der Synagoge laut.

Diese gehörte damit zu einer Gruppe von jüdischen Tempelbauten, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden, wie auch in Triest (1912) und Genua (1935). Viele andere italienische Städte wie Turin, Alessandria, Florenz, Vercelli und Mailand hatten bereits Ende des 19. Jahrhunderts eine neue Gebetsstätte errichten lassen, in Venedig, Pesaro, Padua und Ancona wurden dagegen die historischen Anlagen aus dem 16. Jahrhundert restauriert und weiterverwendet. Bereits 1888 kauften demnach die römischen Juden ein Grundstück und schrieben einen Architektenwettbewerb aus, an dem 26 Büros teilnahmen. Obgleich der jüdische Bologneser Attilio Muggia daraus als Sieger hervorging, konnte keiner der Vorschläge tatsächlich überzeugen und es musste nach einer Unstimmigkeit mit der Stadt ein neuer Baugrund, nun direkt am Tiber, gefunden werden. Einer Neuausschreibung folgten nur mehr die Architekten Costa und Armani, die mit ihrem Entwurf daher den Zuschlag erhielten. Die Synagoge wurde 1904 unter dem Beisein von König Vittorio Emanuele eingeweiht.³⁰

4. Die jüdischen Gemeinden in Italien während der faschistischen Ära

4.1. Entwicklungen zwischen 1922 und 1938

Die nach dem Marsch auf Rom im Oktober 1922 erfolgte Machtübernahme der Faschisten hatte zunächst keine unmittelbaren Auswirkungen auf die jüdischen Gemeinden der Apenninhalbinsel. Obgleich Mussolini der katholischen Konfession als „herrschender“ Religion eine Vorrangstellung im Staat einräumte und die Säkularisierungstendenzen in Öffentlichkeit und Schule begrenzte³¹, blieb die 1870 getroffene Gleichstellung aller Bürger noch unangetastet.³² Nichtsdestotrotz waren gerade in der Frühphase der faschistischen Regierungszeit Spannungen zwischen den jüdischen Gemeinden und den neuen politischen Machthabern zu spüren, die ihre Position im Staat um jeden Preis sichern und festigen wollten.³³ Mit Sorge beobachtete die internationale jüdische Gemeinschaft die antisemitischen Tendenzen in Italien und rief am zionistischen Weltkongress 1923 zur Mäßigung auf. Da Mussolinis beschwichtigende Reaktion auf diese und ähnliche Vorwürfe eine Beruhigung der Situation herbeiführte, versuchte er die Juden fortan bewusst für seine außenpolitischen Belange zu nutzen und ihnen dabei eine positive Rolle zuzuweisen.³⁴

Welche „innere“ Haltung der Duce selbst – vor allem in seinen ersten Regierungsjahren – der jüdischen Bevölkerung Italiens entgegenbrachte, ist in der Forschung umstritten: Speziell die ältere Literatur legt ihm keine explizit antisemitischen Tendenzen zur Last und rechtfertigt diese Meinung insbesondere mit den zahlreichen jüdischen Freunden und Kollegen im Umfeld des Diktators. Dennoch werden ihm „für seine Generation und seine kulturelle Entwicklung übliche antisemitische Vorurteile“ nachgesagt³⁵, die Giorgio Fabre in einer detaillierten Studie herausarbeitete und stärker als bisher betonte.³⁶ Die jüngeren Arbeiten zum italienischen Faschismus heben dementsprechend seine bereits für die Jahre seiner sozialistischen Militanz belegten judenkritischen Aussagen sowie seine Angst vor einer „globalen jüdischen Bedrohung“ hervor.³⁷

„L'Italia non conosce l'antisemitismo e crediamo non lo conoscerà mai. Speriamo che gli Ebrei Italiani continueranno ad essere abbastanza intelligenti per non suscitare l'antisemitismo nell'unico Paese dove non c'è mai stato.“³⁸

Mit dieser, in seinen Aussendungen und Reden beständig wiederholten Phrase verdeutlichte Mussolini seine zaudernde Einstellung zu der jüdischen Bevölkerung. Einerseits beteuerte er nach Außen die absolute Gleichstellung der Religionsgemeinschaft, andererseits erhöhte er den inneren Druck auf sie und verpackte seine Drohung geschickt in einer Anklage: Sollte sich der

Staat gegen die Minderheit wenden, läge dies in ihrer eigenen Verantwortung.

Die Juden erkannten in dieser Situation, dass ihrer Minorität eine einheitliche Stimme und gesamtstaatliche Instanz fehlte. Seit der Öffnung des letzten Ghettos 1870 war es beispielsweise nicht gelungen, die unterschiedlichen Rechtssysteme der einzelnen jüdischen Gemeinden³⁹, die sich durch migratorische Bewegungen immer eindeutiger auf die überregionalen städtischen Zentren konzentrierten⁴⁰, zu verbinden: Den semitischen Entscheidungsträgern war es damit gelungen, die Existenz ihrer Minderheit staatlich abzusichern – diese offizielle Gewissheit gelangte in den 1930er Jahren allerdings zu einem raschen Ende: Für diese Entwicklung müssen verschiedene Gründe hervorgehoben werden, wobei es zunächst die faschistische Imperialpolitik und die Invasion in Äthiopien war, die den Rassismus in der italienischen Öffentlichkeit propagierte.⁴¹ Zwar hatten die dabei getroffenen Regelungen keine Auswirkungen auf die Juden, sie verankerten allerdings erstmals den Begriff „Rasse“ in der italienischen Gesetzgebung und erhöhten die Sensibilität für ethnische und kulturelle Unterschiede in der Gesellschaft.⁴²

Weiter angeheizt wurde die Stimmung durch die Machtergreifung Hitlers und die Nürnberger Rassegesetze.⁴³ Obwohl Mussolini das gewaltsame Vorgehen gegen die Juden in Deutschland ablehnte⁴⁴, war er aufgrund der durch die afrikanische Intervention ausgelöste politische Isolation Italiens auf eine Intensivierung der „Achse Berlin-Rom“ angewiesen. Es gibt keine Belege, dass der „Duce“ von dem „Führer“ zu einem jüdenfeindlichen Verhalten aufgerufen worden wäre, er selbst erkannte darin aber die Gelegenheit, innere Probleme auf einen „bekannten Feind“ abzuwälzen.⁴⁵ Seine seit den frühen 1930er Jahren gesteigerte Furcht vor der jüdischen „Weltverschwörung“ verband sich mit einem, für Italien bekannten Superioritätsdenken, das in ihm den Wunsch zur Schaffung einer in sich geschlossenen, homogenen und faschistisierten Gesellschaft mit „neuer Moral“ reifen ließ. Für die Juden, die immer stärker als biologisch und kulturell „anders“ wahrgenommen wurden, war in diesem „Zukunftsstaat“ ebenso wenig Platz, wie für die anderen ethnischen Minderheiten Italiens, insbesondere die slawische und afrikanische Bevölkerungsgruppe.⁴⁶

4.2. Die italienischen Rassegesetze von 1938 und ihre Auswirkungen auf die Juden in Rom

Bereits in der liberalen Ära des späten 19. Jahrhunderts war man davon ausgegangen, dass Toleranz zu einer schrittweisen Auflösung der jüdischen Gruppenidentität und kulturellen Eigenständigkeit führen würde.⁴⁷ Nachdem auch Mussolini die Juden bereits 1928 – und danach

mehrmals in immer drohenderer Form – zur Assimilation aufgefordert hatte, sollten die Rassegesetze von 1938 ihre vollständige Abschottung von der Gesellschaft erreichen.⁴⁸ Obwohl diese Regelungen nicht unmittelbar das Leben der Menschen gefährdeten, bedrohten sie doch vor allem ihre soziale und wirtschaftliche Existenz und übten nicht zuletzt große psychische Gewalt auf sie aus.⁴⁹ Die staatliche Kampagne gegen die Juden wurde von einer Volkszählung aller in Zukunft zu Verfolgter im August 1938 eingeleitet. Da in den Medien unterschiedliche Daten über die Größe der Bevölkerungsgruppe zirkulierten, wollte sich Mussolini mit Hilfe des neugegründeten demografisch-rassistischen Instituts „Demorazza“ ein Bild von der zahlenmäßigen Stärke des italienischen Judentums machen und auf Basis der gewonnenen Informationen zur sozialen und wirtschaftlichen Situation der Personen eine „proportionale“ Gesetzgebung entwerfen. Insgesamt wurden von der Volkszählung 58.412 Menschen als Juden deklariert, wovon sich allerdings lediglich 46.656 auch selbst als solche fühlten und deklarierten. Die übrigen waren entweder bereits zu einer anderen Religion übergetreten oder entstammten einer „rassischen Mischehe“ aus „Ariern“ und Juden.⁵⁰

Die erste Zählweise basierte demnach auf einer rein rassistischen Klassifikation des „Juden“, die im Zuge der diskriminierenden Gesetzesflut des Jahres 1938 von staatlicher Seite auch klar nach „biologischen“ Grundsätzen – und erst in zweiter und dritter Instanz nach der Staatszugehörigkeit und persönlichen Merkmalen – definiert wurde. Die Kontrolle und Bestimmung der jüdischen Abstammung oblag ebenfalls der „Demorazza“, wobei sie die Halbinsel nicht aktiv nach Juden absuchte, sondern vorrangig bei den Behörden auftretende Fälle bearbeitete.⁵¹ In den Händen der „Demorazza“ bildete die neue Rassenerklärung ein grundlegendes Werkzeug der Diskriminierung, das dabei helfen sollte, die Juden sukzessive aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens zu drängen:⁵² Zunächst wurden sie aus dem Staatsdienst und dem Heer entlassen, mussten ihre Kinder in eigens eingerichtete, rein jüdische Schulen schicken, wurden daraufhin in ihrem Privatleben eingeschränkt und mussten schließlich um ihre Freiheit und ihre Sicherheit bangen.⁵³

Besonders starke Restriktionen hatten dabei die – meist auf der Flucht in das Land eingewanderten – ausländischen Juden zu befürchten, die so rasch als möglich wieder ausgewiesen werden sollten, oder – aufgrund „antifaschistischer“ Aktivitäten – in sogenannten „campi di concentramento“ inhaftiert wurden. Zudem wurde jedem Juden, der im laufenden Jahr die italienische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, diese wieder entzogen. In einem weiteren Schritt sollten daraufhin auch alle Italiener jüdischer Abstammung der Apenninenhalbinsel verwiesen werden,

um die Öffentlichkeit langsam von dem „schädlichen“ Einfluss der Minderheit zu „befreien“. Dementsprechend wurden auch „arisch“-jüdische Mischeheaten verboten und sogar bestehende Ehen annulliert – eine Maßnahme, die nicht einmal in Deutschland umgesetzt worden war.⁵⁴ Da das Kirchenrecht solche Eheschließungen nicht verbot, legte der Vatikan als „auswärtige Macht“ beim italienischen Botschafter formellen Protest gegen dieses Gesetz ein, forderte von Mussolini aber lediglich eine Ausnahmeregelung für die konvertierten Juden, die nach konfessionellen Gesichtspunkten Teil der Kirche waren.⁵⁵ Die päpstliche Kritik richtete sich daher nicht gegen die rassistische Verfolgung einer andersgläubigen Minderheit, sondern diente vorrangig der Wahrung eigener Interessen und dem Erhalt des gefährdeten Konkordats.⁵⁶ Drastische Auswirkungen auf die jüdische Bevölkerung hatte auch die systematische Entziehung ihrer Lebensgrundlage, wodurch sie zunächst im öffentlichen Dienst, später aber auch in der Privatwirtschaft an Berufsmöglichkeiten verloren: Der Besitz eigener Geschäfte und Betriebe wurde ihnen ebenso untersagt, wie die Besetzung einer leitenden Position in einer Firma, da sie keine „arischen“ Angestellten unter sich haben durften. Die dadurch vielfach arbeitslosen Juden, die zudem aus dem Heer ausgeschlossen wurden, waren insbesondere während des Krieges aufgrund ihrer „Untätigkeit“ starken Repressalien in der Bevölkerung ausgesetzt und wurden daraufhin zu niederen Arbeiten im „öffentlichen Interesse“ herangezogen.⁵⁷ Juden, die sich im ersten Weltkrieg oder für den Aufstieg der faschistischen Partei verdient gemacht hatten, konnten als sogenannte „discriminati“ Sondergenehmigung beantragen, gleichzeitig blühte der (halboffizielle) Kauf von Privilegien, die allerdings wie alle anderen Ausnahmeregelungen jederzeit wieder entzogen werden konnten.⁵⁸

Die Strenge, mit der die Rassengesetze umgesetzt wurden, und ihre konkreten Konsequenzen für die jüdische Bevölkerung können lediglich durch Fallstudien geklärt werden: Für die Bewohner des ehemaligen Ghettos in Rom beispielsweise, hatten die ersten Gesetze von 1938 geringere Auswirkungen, als für die Juden, die außerhalb dieses Areals ein neues Leben angefangen hatten und durch ihren ökonomischen Erfolg beziehungsweise ihre Anstellungen in die Mittelschicht aufgestiegen waren. Die ärmeren Juden des Ghettos wurden von den neuen Einschränkungen noch kaum erfasst:

„Their psychological position was different too: not having risen so high on the social and economic ladder, they had a shorter distance to fall. They had cleaved closely to their community and religion, and had a rich collective life to fall back on.“⁵⁹

Tatsächlich war der Großteil der römischen Juden auch nach der Öffnung des Ghettos in ihrem

gewohnten Umfeld geblieben und hatte dort ihre Geschäfte weitergeführt. Aus den Quellen der Zwischenkriegszeit geht hervor, dass noch in den 1930er Jahren 96 Prozent der jüdischen Unternehmen in unmittelbarer Nähe zu dem ehemaligen Ghetto-Gelände existierten und nur wenige der Kleinbetriebe überregionale Kontakte pflegten. Der ökonomische Einflussbereich der Juden erstreckte sich vorrangig auf die Textil-, Bekleidungs- und Lederindustrie sowie auf den Altwaren- und Trödelhandel, in kleinerem Ausmaß konnten sie seit ihrer Emanzipation aber auch auf in der Schmuckherstellung und dem Buchmarkt Fuß fassen. Die Strukturen des wirtschaftlichen Mikroklimas der jüdischen Gemeinde in Rom hatten sich dementsprechend seit dem frühen 19. Jahrhundert kaum verändert – und auch die Rassengesetze von 1938 hatten darauf, wie erwähnt, zunächst noch kaum Auswirkungen.⁶⁰

Erst zwei Jahre später, als Italien 1940 an der Seite Nazi-Deutschlands in den Krieg eintrat, wurden die Straßenhändler und Kleinunternehmer durch eine Aufhebung ihrer Gewerbelizenzen ebenfalls hart von der faschistischen Rassenpolitik getroffen. Für jene, die als „discriminati“ ihren Laden behalten konnten, erschwerte sich die wirtschaftliche Lage zusätzlich durch den Kriegszustand, wie ein Zeitzeugenbericht von 1940 belegt:

“We worked on a point system; you could, for example, sell pants only to someone who had a card that authorized him to buy pants [...]. If someone didn't have the card, you couldn't sell anything to him. You couldn't order new merchandise unless you had already sold the old, so trade was limited. Because of his discriminated status my father was able to help a lot of people who couldn't buy merchandise. He bought goods that they would sell privately. But he couldn't stick his neck out too much. There were people who couldn't work because they were sent off to do forced labor, dig ditches. And they were lucky compared with those who were sent from their families into exile in the South. There was real poverty and hunger in the neighborhood then.”⁶¹

Studien zeigen allerdings, dass in Rom das Phänomen der „discriminati“ im Vergleich zu anderen Regionen des Landes nur äußerst gering ausgeprägt war und bis zu 80 Prozent der jüdischen Betriebe auch ohne diese Privilegien oder andere rechtlichen Notbehelfe – wie „arische“ Strohmänner – weiter in der Hauptstadt bestehen konnten, um den täglichen Bedarf der Bevölkerung in ihren hochspezialisierten Wirtschaftszweigen zu decken und die Inflation dadurch zu begrenzen. Nichtsdestotrotz scheiterten vor allem viele Kleinstunternehmen an den widrigen Kriegsbedingungen und den staatlichen Feindseligkeiten.⁶²

Trotz all der Repressalien, die die Juden durch den rassistischen Kurswechsel der Regierung zu

ertragen hatten, ist gerade in der großen semitischen Gemeinschaft in Rom nur eine geringe Bereitschaft erkennbar, den staatlichen Zwängen aus eigener Kraft zu entfliehen. Die – aus rassistischen Überlegungen – wenig effektive Taufe wurde dabei noch von den meisten Personen gewählt (5,02 %), eine Auswanderung oder zumindest ein Umzug innerhalb Italiens – im Gegensatz zum europäischen Durchschnitt – noch seltener (3,5 %). Dies hatte zum einen mit den mangelnden Emigrationsmöglichkeiten, zum anderen aber auch mit der Überzeugung zu tun, dass die neuen Zwänge, die sich in eine lange Reihe von Demütigungen einfügten, wie alle anderen vorübergehen und in der Gemeinschaft ertragbar sein würden.⁶³

4.3. Die nationalsozialistische Besatzungszeit

Ebendiese Einstellung wurde vielen Juden der römischen Gemeinde schließlich zum Verhängnis, als durch die nationalsozialistische Besetzung der nördlichen Apenninhalbinsel im Sommer 1943 nicht mehr nur die Rechte und Freiheiten, sondern das Leben der Menschen in akute Gefahr geriet.⁶⁴ Es ist daher auffällig, dass nur wenige Juden versuchten, den Gefahren des neuen Regimes zu entgehen. Einerseits fehlte es vielen Familien an Geldmitteln und sozialen Kontakten eine Flucht oder ein Versteck zu arrangieren, andererseits mangelte es gerade der seit Jahren in Unwissenheit und Unterdrückung gehaltenen Minorität an den nötigen Informationen, um den vollen Ernst der Lage zu begreifen. Aus Rom ist beispielsweise bekannt, dass der Leiter der Gemeinde, Ugo Foá, sowie der Präsident der Union aller jüdischen Gemeinden Italiens, Dante Almansi, Warnungen bewusst zurückhielten, um die Deutschen nicht zu verärgern oder Panik unter ihren Mitgliedern zu vermeiden. Während der römische Oberrabbiner Israel Zolli bereits im September die Stadt verließ und auch Almansi Anfang Oktober seinen Wohnsitz wechselte, wurde die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung weiterhin im Unklaren gehalten. Zudem versuchten die Besatzer überstürzte und unkontrollierte Aktionen bewusst zu vermeiden und die Menschen dadurch in Sicherheit zu wiegen.⁶⁵ Dieses Vorgehen wurde von Heinrich Himmler selbst angeordnet:

„All Jews, regardless of nationality, age, sex and personal conditions must be transferred to Germany and liquidated. The success of this undertaking will have to be ensured by a surprise action, and for that reason it is strictly necessary to suspend the application of any anti-Jewish measures of an individual nature likely to stir suspicion among the population of an imminent Judenaktion”.⁶⁶

Tatsächlich wurde in größter Hast also bereits kurze Zeit nach dem Einmarsch der Deutschen

der Befehl zu „Ausweisung in Richtung Osten“ für die italienischen Juden gegeben und damit die von Mussolini getroffene Vereinbarung, wonach dieselben verschont werden sollten, aufgehoben. Geplant war eine „Reinigung“ von Süden nach Norden, wobei Rom, das zu einer der ersten Stationen rassistischer Gewaltentfaltung werden sollte, eine besonders „delikate“ Aufgabe darstellte: Die italienische Hauptstadt besaß noch immer den höchsten semitischen Bevölkerungsanteil Italiens, der – so die Überzeugung bei Verfolgern und Verfolgten – unter dem Schutz des Papstes stand.⁶⁷

Dieser war es auch, der in der ersten Phase der nationalsozialistischen Intervention in Rom der jüdischen Gemeinde seine Unterstützung anbot: Als der Obersturmbannführer Herbert Kappler von den Juden die Sammlung von 50 Kilogramm Gold innerhalb von 36 Stunden forderte, zeigte Pius XII. die Bereitschaft einen möglicherweise fehlenden Restbetrag zu der genannten Summe beizusteuern. Die Solidarität unter der römischen Einwohnerschaft war allerdings so groß, dass dieses Angebot nicht angenommen werden musste.⁶⁸ Foá notierte in seinem Tagebuch:

„The gold was weighed by the German officials with a five-kilo sale. The weighings, in order to reach the fifty-kilo limit, would be ten. And ten they were. [...] Despite this, afterward the Germans, headed by a brutal and violent official, Captain Schultz, claimed in an arrogant and threatening manner that five kilos of gold were missing, and insisted that the weighings had been nine and not ten. [...] Only after prolonged discussion did he agree, and it turned out that the gold was above rather than below the limit.“⁶⁹

Die Tatsache, dass die mit dem jüdischen Gold aus Rom gefüllte Kiste am Ende des Krieges ungeöffnet im Berliner Reichssicherheitshauptamt gefunden wurde, kann als Beweis für den Ablenkungscharakter der gesamten Situation gelten: Die Juden, die davon ausgehen sollten, dass sich die Deutschen nur für ihren Besitz interessierten, fühlten sich nun sicher.⁷⁰ Nur wenige, wie dieser Augenzeuge, erkannten die Lage, konnten in vielen Fällen ihre Familien aber nicht zur Flucht überreden:

„This gold business was a banal episode! [...] That Almansi was a former police official who still believed in the good faith of the authorities. How can you believe in the good faith of a German officer? [...] Nazi brutality was known all over the world. I said, ‘It seems more like a warning. Let’s get out of here and good night.’“⁷¹

Dem ungeachtet setzten die Deutschen auch danach ihre Kampagne unvermindert fort und durchsuchten die Synagoge sowie andere Häuser nach verwendbaren Dokumenten und Wertgegenständen. Von besonderer Wichtigkeit war dabei der Erhalt einer Namens- und Adressliste aller Juden Roms, die den Nazis in Abgleich mit dem faschistischen Judenregister als Grundlage

der Razzia im ehemaligen Ghetto dienen sollte. Bislang konnte nicht letztgültig geklärt werden, ob ihnen diese Aufzeichnungen tatsächlich zur Verfügung standen.⁷²

Die systematische „Säuberungsaktion“, die akribisch vorbereitet und detailliert organisiert wurde, fand am 16. Oktober 1943 statt. In den frühen Morgenstunden wurden die Juden zunächst durch Schüsse auf der Straße eingeschüchert, daraufhin von den deutschen Soldaten abgeholt und zuerst zum Marcellus-Theater, danach zu der ehemaligen Kadettenschule nahe des Vatikan gebracht – zwei Tage danach setzten sich die ersten Züge Richtung Auschwitz in Bewegung.⁷³ Die Hoffnungslosigkeit und Unsicherheit der Verhafteten geht aus dem Bericht eines römischen Spaziergängers hervor, der an jenem Morgen in der Nähe des Teatro Marcelllo unterwegs war:

„The men [...] were sitting on the ancient rocks, or on suitcases, boxes or sacks. They were looking down at the ground, absently, without turning their heads. Perhaps they were saying good-bye to those familiar stones.“⁷⁴

Von den etwa 4000 Juden, die sich zu jener Zeit noch im ehemaligen Ghetto befanden (dabei handelt es sich etwa um ein Drittel aller jüdischen Bewohner Roms), wurde in jener Nacht ungefähr ein Viertel aufgegriffen und tatsächlich abtransportiert – lediglich 13 von ihnen sollten wieder zurückkehren. Da die Opfer fälschlicherweise angenommen hatten, dass nur die Männer für Strafarbeiten abgeholt werden sollten, und diese daher im letzten Moment auf die Dächer und in die Keller ihrer Häuser flohen, war der Anteil der verschleppten Frauen und Kinder beinahe drei Mal so hoch, wie jener der Männer.⁷⁵ Aus mehreren Berichten wird diese Überzeugung der jüdischen Familien deutlich:

„When we were going down the stairs, we ran into a pregnant woman with a small child. My mother told her, ‘Give me your little girl; in your state you may not be able to escape.’ But the woman said: ‘What are you talking about, “escape”? Are you kidding?’ She was convinced the Germans wouldn’t bother with women and children. A lot of people didn’t believe it. We heard later that the Germans got that woman and all her family.“⁷⁶

Auch in den Folgemonaten erlebte Rom mehrere Deportationswellen, denen insgesamt circa 2000 Menschen zum Opfer fielen. Durch die Razzia obdachlos geworden und der ständigen Angst der Denunziation und Verhaftung ausgesetzt, waren die Juden auf die Unterstützung der katholischen Bevölkerung und die Verstecke in Klöstern sowie im Vatikan angewiesen. Diese Hilfestellung wurde von den höchsten Kirchenbehörden gefördert und soll mehreren Tausend Menschen das Leben gerettet haben⁷⁹, die Rolle Papst Pius XII. ist – insbesondere im Zusammenhang mit der Razzia – aber umstritten. Während ein Teil der For-

schung die Untätigkeit und das Schweigen des Heiligen Vaters in diplomatischer Hinsicht betont, rechtfertigen andere diese offizielle Zurückhaltung: Hätte sich Pius bewusst in die deutschen Angelegenheiten eingemischt, hätte er lediglich den Zorn der Besatzer geschürt und – im Gegensatz zu einer Rettung der Juden – seine eigene Position gefährdet.⁸¹

5. Resümee

Die Geschichte italienischer Juden im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert verlief zwischen den Schlagworten Befreiung, Emanzipation, Unterdrückung und Vernichtung. Während die Risorgimentobewegung der 1850er bis 1870er Jahre eine Integration und Assimilation der Juden ermöglichte, ohne aber den Antisemitismus erfolgreich zu bekämpfen, bedeutete die Machtergreifung der Faschisten von Beginn an einen Rückschritt in den interkonfessionellen Beziehungen auf der Apenninenhalbinsel. Vor dem Hintergrund der Ereignisse in Deutschland, aber ohne Druck Hitlers, wandte sich Mussolini ab der Mitte der 1930er Jahre einer rassenpolitischen Verfolgung der semitischen Bevölkerungsgruppe zu. Die zunächst rechtlichen Repressalien kulminierten in einer gewaltsamen Existenzbedrohung des Lebens jüdischer Bürger während der deutschen Besatzungszeit.

Aufgrund ihrer Ausgangsbedingungen besaß die jüdische Gemeinde Roms eine gewisse Sonderstellung im italienischen Königreich, erlebte aber gleichermaßen die historischen Entwicklungen ihrer Zeit. Die „Besonderheit“ des römischen Standorts bestand vor allem in der langen Lebensdauer des Ghettos, das die Menschen in Armut, Analphabetismus und traditionellem Konservatismus hielt. Die späte Öffnung des jüdischen Viertels im Jahr 1870 erschwerte es der semitischen Gemeinde Roms an einer nationalen Diskussion und Konsolidierung der Diaspora in der Frühphase des neuen Staates mitzuwirken. Allerdings führte dieser Prozess zu keinen einschlägigen Ergebnissen, da die Union auf eine Vereinheitlichung der Gemeindeordnungen verzichtete und den einzelnen Verbänden weiterhin große Freiheiten ließ. Wesentliche Impulse erhielten die Juden durch äußeren Zuzug, der in wirtschaftlicher, kultureller und finanzieller Hinsicht neue Entwicklungen anstieß. Die Juden konnten ihre Lage in der Stadt zwar verbessern und ihre neugewonnenen Freiheiten nicht zuletzt – wie in vielen anderen italienischen Städten – durch einen prestigeträchtigen Synagogenbau demonstrieren. Gerade dieses Projekt zeigt aber die tiefe Verwurzelung der Gemeinschaft in ihrem lokalen, religiösen, familiären und beruflichen Umfeld.

Noch in den 1930er Jahren hatten sich daran kaum Änderungen ergeben: Während die erste Welle restriktiver Rassengesetze vorrangig die assimilierten Juden traf, wurden die Kleinunter-

nehmer und Straßenhändler erst zwei Jahre später von Berufsverboten erfasst. Gerade für diese in ihren sozialen und regionalen Netzwerken verhafteten Personen war es schwierig, sich aus dem Verband zu lösen und durch Flucht, Umzug oder Assimilation der neuen Gesetzgebung (zumindest teilweise) zu entgehen. Selbst während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hoffte die Mehrheit ihr Leben durch ein ruhiges und unauffälliges Verhalten retten zu können. Obgleich die Vorgänge in Deutschland vor allem den politischen Verantwortlichen bekannt waren, erschien vielen eine ähnliche Verfolgung in Italien unvorstellbar. Auch die Razzia, die diese Hoffnungen vereitelte, besaß auf der Apenninenhalbinsel bestimmte Alleinstellungsmerkmale.

- 1 Zitiert nach: *Berliner*, Geschichte der Juden in Rom, 173.
- 2 Zitiert nach: *Stille*, Benevolence and betrayal, 203.
- 3 Obgleich bereits über ein Jahrhundert alt, immer noch von grundlegender Bedeutung: *Berliner*, Geschichte der Juden in Rom.
- 4 *Brechenmacher*, Der Vatikan und die Juden, 16f.
- 5 *Gregorovius*, The ghetto, 67f.
- 6 *Künzl*, Die Synagoge in Rom, 165.
- 7 *Brechenmacher*, Der Vatikan und die Juden, 20, 32, 39.
- 8 *Stille*, Benevolence and betrayal, 171.
- 9 *Künzl*, Die Synagoge in Rom, 165.
- 10 *Franzone*, Considerazioni, 27.
- 11 *Bettin*, Italian Jews, 15f, 47f.
- 12 *Bettin*, Italian Jews, 16f.
- 13 *Franzone*, Considerazioni, 31–34.
- 14 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 48.
- 15 *Stille*, Benevolence and betrayal, 172.
- 16 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 48.
- 17 *Stille*, Benevolence and betrayal, 171f.
- 18 *Sabatello*, Trasformazioni economiche, 117.
- 19 *Stille*, Benevolence and betrayal, 172.
- 20 *Bettin*, Italian Jews, 14.
- 21 *Procaccia*, Storia economica, 60–64.
- 22 Zu den demografischen Veränderungen in Italien mit besonderer Berücksichtigung der Juden siehe: *Pergola*, Percursori, convergenti.
- 23 *Sabatello*, Trasformazioni economiche, 118–121.
- 24 *Bettin*, Italian Jews, 36f.
- 25 Siehe beispielsweise: *Lindemann*, Anti-Semitism, 86, 91.
- 26 *Schächter*, The Jews of Italy, 97–151.
- 27 *Procaccia*, Storia economica, 63, 67f.
- 28 Eine virtuelle Rekonstruktion des Gebäudes wurde von Gremoli/Petrilli durchgeführt: *Gremoli*, *Petrilli*, La ricostruzione virtuale.
- 29 *Cava*, *Terracina*, Trasformazione urbanistica, 242.
- 30 *Cava*, *Terracina*, Trasformazione urbanistica, 246.
- 31 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 50–52.
- 32 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 13.
- 33 *DeFelice*, Storia degli ebrei, 79. Zu der Bewertung und Einordnung dieses Werkes siehe:
- 34 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 63–67.
- 35 *DeFelice*, Storia degli ebrei, 67f.
- 36 *Fabre*, Mussolini Razzista.
- 37 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 49.
- 38 *Mussolini*, Opera omnia. Bd. 15, 269, 271.
- 39 *DeFelice*, Storia degli ebrei, 101.
- 40 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 15.
- 41 *Collotti*, Il fascismo e gli ebrei, 40f.
- 42 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 102.
- 43 *Collotti*, Il fascismo e gli ebrei, 58f.
- 44 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 21.
- 45 *Collotti*, Il fascismo e gli ebrei, 58f.
- 46 *Schlemmer*, *Woller*, Der italienische Faschismus, 176–178.

- 47 *Schlemmer, Woller*, Der italienische Faschismus, 171.
 48 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 79f,
 118f.
 49 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 22.
 50 Siehe sehr ausführlich: *Sarfatti*, Il censimento, 358–
 413.
 51 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 173.
 53 *Franzone*, La normazione antiebraica, 36.
 53 Siehe dazu ausführlich: *Moos*, Ausgrenzung, Internie-
 rung, Deportation; *Livingston*, The Facists and the Jews.
 54 *Schlemmer, Woller*, Der italienische Faschismus, 181.
 55 *Brechenmacher*, Der Vatikan und die Juden, 190f.
 56 *Schlemmer, Woller*, Der italienische Faschismus,
 183f.
 57 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 212–
 227; *Franzone*, La normazione antiebraica, 23–48.
 58 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 26–29.
 59 *Stille*, Benevolence and betrayal, 180f.
 60 *Colzi, Procaccia*, L'economia di Roma, 69f.
 61 Zitiert nach: *Stille*, Benevolence and betrayal, 182f.
 62 *Colzi, Procaccia*, L'economia di Roma, 75.
 63 *Colzi, Procaccia*, L'economia di Roma, 67f.
 64 Zu der Verfolgung der italienischen Juden während
 der deutschen Besatzungszeit siehe u. a. auch: *Picciotto*, Italian
 Jews. Quellenmaterial und Originaldokumente finden sich in:
Berger et al. (Hrsg.), Die Verfolgung und Ermordung der euro-
 päischen Juden, 111–328.
 65 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 50,52,
 56.
 66 Zitiert nach: *Stille*, Benevolence and betrayal, 193.
 67 *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien, 276f,
 279f.
 68 *Brechenmacher*, Der Vatikan und die Juden, 219.
 69 Zitiert nach: *Stille*, Benevolence and betrayal, 198.
 70 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 54f.
 71 Zitiert nach: *Stille*, Benevolence and betrayal, 197.
 72 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 55f.
 73 *Wildvang*, Der Feind, 263.
 74 Zitiert nach: *Stille*, Benevolence and betrayal, 204.
 75 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 60–63.
 76 Zitiert nach: *Stille*, Benevolence and betrayal, 202.
 77 *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien, 62.
 78 Weiterführend zu den Verstecken in Rom siehe: 80
Matheus, Heid (Hrsg.), Orte der Zuflucht.
 79 *Brechenmacher*, Der Vatikan und die Juden, 220.
 80 *Kühlwein*, Pius XII., 205–241.
 81 *Brechenmacher*, Der Vatikan und die Juden, 220–
 223.

MARION DOTTER

GEB. 1991 IN WIEN, STUDIERT GESCHICHTE UND GERMANISTIK AN DER UNIVERSITÄT WIEN. IHRE FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE BETREFFEN DIE GESCHICHTE DER HABSBURGERMONARCHIE SOWIE JENE DER ÖSTERREICHISCH-ITALIENISCHEN BEZIEHUNGEN VOM 18. BIS ZUM 20. JAHRHUNDERT. IM MOMENT ARBEITET SIE AN EINER DISSERTATION ZUM ÖSTERREICHISCHEN ADEL AN DER LMU MÜNCHEN UND DEM COLLEGIUM CAROLINUM. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2015

Literatur

Sara Berger et al. (Hrsg.), Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bd. 14: Besetztes Südosteuropa und Italien (Berlin/Boston 2017).

Abraham Berliner, Geschichte der Juden in Rom. Von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart (Frankfurt am Main 1893).

Cristina Bettin, Italian Jews from emancipation to the racial laws (New York 2010).

Thomas Brechenmacher, Der Vatikan und die Juden. Geschichte einer unheiligen Beziehung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (München 2005).

Sara Cava, Sergio Terracina, Trasformazione urbanistica ed edilizia tra Ottocento e Novecento dell'area dell'ex ghetto. In: Claudio Procaccia (Hrsg.), Ebrei a Roma tra Risorgimento ed emancipazione (1814–1914) (Roma 2013), 239–258.

Enzo Collotti, Il fascismo e gli ebrei. Le leggi razziali in Italia (Roma 2003).

Francesco Colzi, Claudio Procaccia, L'economia di Roma e la comunità ebraica dall'ebraica dall'emancipazione alle leggi razziali (1870–1943). In: Camera di Commercio Industria Artigianato e Agricoltura Roma - Unione delle Comunità Ebraiche Italiane (Hrsg.), Gli effetti delle leggi razziali sulle attività economiche degli ebrei nella città di Roma (Roma 2004), 49–88.

Renzo DeFelice, Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo (Torino 1988).

Giorgio Fabre, Mussolini Razzista. Dal socialismo al fascismo: la formazione di un antisemita (Mailand 2005).

Carlotta Ferrara degli Uberti, Making Italian Jews. Family, gender, religion and the Nation, 1861–1918 (London 2017).

Gabriella Yael Franzone, La normazione antiebraica in Italia tra il 1938 e il 1943. Alcune annotazioni di natura giuridica ed economica. In: Camera di Commercio Industria Artigianato e Agricoltura Roma - Unione delle Comunità Ebraiche Italiane (Hrsg.), Gli effetti delle leggi razziali sulle attività economiche degli ebrei nella città di Roma (Roma 2004), 23–48.

Guido Fubini, La condizione giuridica dell'ebraismo italiano. Dal periodo napoleonico alla Repubblica (Firenze 1974).

Ferdinand Gregorovius, The ghetto and the Jews of Rome (New York 1948).

Sabrina Gremoli, Veronica Stanco Petrilli, La ricostruzione virtuale dell'edificio delle Cinque Scole. In: Claudio Procaccia (Hrsg.), Ebrei a Roma tra Risorgimento ed emancipazione (1814–1914) (Roma 2013), 259–261.

Klaus Kühlwein, Pius XII. und die Juden-razzia in Rom (Berlin 2013).

Hannelore Künzl, Die Synagoge in Rom (1904). In: Trumah 9 (2000), 165–196.

Albert Lindeman, Anti-Semitism before the Holocaust (Harlow 2000).

Michael A. Livingston, The Facists and the Jews of Italy – Mussolini's Race Laws, 1938–1943 (Cambridge 2014).

Michael *Matheus*, Stefan *Heid* (Hrsg.), Orte der Zuflucht und personeller Netzwerke. Der Campo Santo Teutonico und der Vatikan 1933–1955 (Freiburg 2015).

Carlo *Moos*, Ausgrenzung, Internierung, Deportation – Antisemitismus und Gewalt im späten italienischen Faschismus (1938–1945) (Chronos 2004).

Benito *Mussolini*, Opera omnia. Bd. 15: Dal secondo congresso dei Fasci al trattato di Rapallo: 26 maggio 1920 - 12 novembre 1920 (Florenz 1954).

Sergio della *Pergola*, Percusori, convergenti, emarginati. Trasformazioni demografiche degli ebrei in Italia, 1870–1945. In: Liliana *Mezzabotta* (Hrsg.), Italia Judaica. Gli ebrei nell'Italia unita 1870 – 1945. Atti del IV Convegno Internazionale, Siena 12 - 16 giugno 1989 (Rom 1993), 48–81.

Liliana *Picciotto*, Italian Jews Who Survived the Shoah. Jewish Self-Help and Italian Rescuers. 1943–1945. In: Holocaust and Genocide Studies 30/1 (2016), 20–52.

Claudio *Procaccia*, Storia economica e sociale degli Ebrei a Roma (1814–1914). Tra retaggio e metamorfosi. In: Claudio *Procaccia* (Hrsg.), Ebrei a Roma tra Risorgimento ed emancipazione (1814–1914) (Roma 2013), 37–71.

Eitan *Sabatello*, Trasformazioni economiche e sociali degli ebrei in Italia nel periodo dell'emancipazione. In: Liliana *Mezzabotta* (Hrsg.), Italia Judaica. Gli ebrei nell'Italia unita 1870 – 1945. Atti del IV Convegno Internazionale, Siena 12 - 16 giugno 1989 (Rom 1993), 114–124.

Michele *Sarfatti*, Il censimento degli ebrei del 22 agosto 1938 nel quadro del ´avvio della politica antiebraica di Mussolini. In: Liliana *Mezzabotta* (Hrsg.), Italia judaica. Gli ebrei nell'Italia unita 1870–1945. Atti del IV Convegno Internazionale, Siena 12–16 giugno 1989 (Roma 1993), 358–413.

Michele *Sarfatti*, Die Juden im faschistischen Italien. Geschichte, Identität, Verfolgung. Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Vormbaum und Loredana Melissari (Berlin 2014).

Elizabeth *Schächter*, The Jews of Italy 1848–1915. Between tradition and transformation (London 2011).

Thomas *Schlemmer*, Hans *Woller*, Der italienische Faschismus und die Juden 1922 bis 1945. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 53/2 (2005), 164–201.

Alexander *Stille*, Benevolence and betrayal. Five Italian Jewish families under fascism (New York 1991).

Linda *Thomas*, Die Juden im faschistischen Italien. Die Razzien im römischen Ghetto und im Ghetto von Venedig (Frankfurt 2009).

Frauke *Wildvang*, Der Feind von nebenan. Judenverfolgung im faschistischen Italien. 1936–1944 (Köln 2008).

Barbara Denicolò, Innsbruck

„Revolution“ in der Bildung: Frauen erobern die Universitäten

1. Einleitung

Dass mehr Frauen als Männer in Österreich den Lebensraum Universität bevölkern, ist erst seit der Jahrtausendwende der Fall. An den Fachhochschulen studieren übrigens erst seit 2016/17 in etwa gleich viele Frauen wie Männer. Vorher war der Männeranteil um einiges höher. Der Anteil der Studentinnen wächst, insbesondere in den geisteswissenschaftlichen Fächern prägen sie das Bild in den Hörsälen und auf den Fluren der Universitäten. Hier ist das ungleiche Verhältnis mittlerweile sehr deutlich spürbar. Umgekehrt sind Frauen in den sog. MINT-Studiengängen eindeutig unterrepräsentiert. In diesen Bereich dringen sie nur sehr zögerlich vor.

Heutzutage gibt es für Mädchen, die in Österreich im Übrigen mittlerweile eindeutig öfter über eine Matura verfügen als Jungen, zumindest theoretisch also keinerlei Hindernisse, in eine tertiäre Bildungsstätte einzutreten.

Dies ist eine große und wichtige Errungenschaft, auch wenn sich Frauen dessen heutzutage oft kaum mehr bewusst sind. Der Lebensraum Universität war dem weiblichen Geschlecht nämlich lange Zeit verschlossen. Studentinnen waren ein soziales, religiöses und biologisches Tabu, die ersten Frauen an der Universität störten die göttliche Ordnung, so die Männer, die sich auf ihrem ureigenen Terrain bedroht sahen.

Mutige Frauen mussten sich im 19. Jh. den Lebensraum Universität mühsam erobern. Sie mussten sich nicht nur Zugang verschaffen, sie mussten auch damit zurechtkommen, als Eindringlinge, als Usurpatorinnen betrachtet zu werden. Sie waren Fremde an den Universitäten, deren Anwesenheit nicht erwünscht war, aber dennoch ab einem gewissen Zeitpunkt geduldet werden musste. Sie mussten sich in den Augen der Männer erst beweisen und ihr Recht auf Anwesenheit verdienen. Denn bis weit in das 19. Jh. waren gebildete und sich bildende Frauen die große Ausnahme.

Doch im Zuge eines lang andauernden Prozesses, dessen Ende übrigens auch heute noch lange nicht in Sicht ist, wurden viele der althergebrachten Anschauungen Schritt für Schritt revidiert. Der Begriff Revolution gilt aber dennoch nur in einem übertragenen Sinn, gewählt aus einer gegenwärtigen und retrospektiven Sichtweise. Denn der Zugang der Frauen zur Bildung war kaum ein Bruch mit, sondern ein langsames Vorgehen gegen überkommen erscheinende Ordnungen und Vorurteile, oft nur ein Umgehen dersel-

ben und ein „aus dem Weg gehen“ ohne Gewalt und offenen Widerstand. Es war kein auf eine kurze Zeit begrenztes Ereignis, sondern ein unermüdlicher Prozess des arbeitsamen, fleißigen sich Beweisens, gegenüber anderen und vor allem sich selbst.

Der Begriff „Revolution“ impliziert zudem viel zu sehr einen abgeschlossenen Vorgang, der bereits in die Geschichtsbücher eingegangen ist und ad acta gelegt wurde. Doch es war kein einmaliger Vorgang, sondern Teil eines langen, schwierigen und vor allem vielschichtigen gesellschaftlichen Umbruchs, zu dem viele kleine Schritte von Nöten waren. Die Öffnung der Hochschulen für Frauen stellt dabei nur die Spitze dieses Eisberges dar, hat zudem eine lange und komplizierte Vorgeschichte aufzuweisen und ist noch immer nicht abgeschlossen. Daher erscheint der Begriff „Evolution“ wohl angebrachter.

Die folgenden Seiten sollen nun, bezugnehmend auf den deutschen Sprachraum, den sozialen und rechtlichen Rahmen dieses Prozesses und seinen Ablauf darlegen, sowie die zahlreichen Hindernisse, die es zu überwinden galt. Schließlich soll auch noch ein Blick auf die kurz- bis mittelfristigen Folgen geworfen werden, um das Ausmaß und die Wichtigkeit dieses Wandels besser verstehen zu können. Sie sollen uns auch in Erinnerung rufen, wie privilegiert wir Frauen heute sind und uns zu etwas mehr Dankbarkeit anregen über das schon Erreichte. Sie sollen uns zudem auch motivieren, für noch mehr Gleichberechtigung, gerade im akademisch-universitären Bereich, einzutreten.

2. Die bürgerliche Frau und ihre Welt: Rechte und Pflichten

Im 19. Jh. lässt sich im deutschsprachigen Raum eine Geisteshaltung feststellen, die nach heutigen Maßstäben als frauenfeindlich gelten würde: angefangen bei führenden Köpfen wie Richard Wagner, Friedrich Nietzsche oder Arthur Schopenhauer, bis hin zu allgemeinen Nachschlagewerken, wie Meyers großem Konversationslexikon von 1848. Dort wird die Schwäche der Frau mit ihrer Reizbarkeit, ihrer Neigung zur Hysterie und der Menstruation begründet. Im Deutschen Staatswörterbuch von 1858 wird die Frau nur auf Haus und Familie beschränkt und alles andere als abnorm bezeichnet.¹

Vor allem die bürgerliche Frau hatte klare Vorgaben, wie sie zu sein und sich zu benehmen hatte.

Die jeweiligen Verhaltensweisen und spezifischen Wesensmerkmale von Mann und Frau waren durch althergebrachte gesellschaftliche Normen klar definiert. Davon wurden auch die jeweiligen Aufgaben und Rechte abgeleitet. So entstand zum einen durch gesellschaftlichen Druck und zum anderen auch durch selbst bereits verinnerlichte Überzeugungen ein bestimmtes Rollenbild der Frau. An die Frau wurden hohe Anforderungen gestellt und eine Reihe von Tugenden von ihr verlangt. Sie sollte häuslich sein und auf die eigenen vier Wände beschränkt leben und daraus ein harmonisches Zuhause schaffen. Sie sollte sittsam und keusch auf ihre eigenen Bedürfnisse verzichten und jegliche Annäherung abwehren, sich demütig dem Willen des Mannes und der Familie unterwerfen und Leid geduldig und ohne Widerstand ertragen. Weiters sollte sie aber auch emsig und unermüdlich, mit viel Geduld und Geschick den Haushalt versorgen und das mit möglichst wenig Geld und Zeit. Zudem sollte sie noch schön sein, um auch nach außen hin eine Zierde des Mannes zu sein und sein Ansehen und seinen Ruf in der Gesellschaft durch öffentliche Auftritte zu verbessern. Doch auch innere Schönheit sollte sie beweisen, durch die Reinheit ihrer Gefühle und die Liebe zum Guten. Als gute Mutter und treue Ehefrau sollte sie nebenbei noch Mitgefühl und Einfühlungsvermögen aufweisen, sowie Empfindsamkeit und soziale Wahrnehmung, um die Bedürfnisse anderer zu spüren und zu befriedigen. All diese Dienste tat die ideale Frau nur aus Pflichtgefühl und Liebe.²

Was ihre rechtliche Stellung betraf, war die Frau allerdings praktisch rechtlos. Sie ging von der Vormundschaft des Vaters in die des Ehemannes über. So gesehen war sie gesellschaftlich, ebenso wie rechtlich und wirtschaftlich ein Niemand. Nur durch eine Heirat konnte sie also ein Jemand werden, denn die Frau definierte sich über den Mann, für dessen Unterstützung sie auch hauptsächlich da war. Sie war zwar persönlich frei und selbstständig in der Familie, aber dem Mann als ihrem gesetzlichen Vormund und Oberhaupt der Familie unterstellt. Denn dieser hatte die Generalvollmacht auf Verdienst, Ersparnisse und Kinder. Bei der Hochzeit erhielt die Frau Namen, Stand und Wohnsitz des Gatten und war nun für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig, als Gegenleistung dafür, dass er für den Unterhalt aufkam. Zudem war die Frau von allen Bürgerrechten ausgeschlossen. Sie hatte weder das aktive noch das passive Wahlrecht, noch durfte sie irgendwelche Rechtsgeschäfte erledigen oder als Geschworene an Gerichtsverhandlungen teilnehmen.³

Um das Ansehen des Mannes zu wahren und zu mehren, musste die Frau aber entsprechend ge-

bildet sein. Eine gute Bildung wurde als Wertsteigerung und Erhöhung der Chancen auf dem Heiratsmarkt gewertet. Bildung beschränkte sich aber in dieser Zeit auf die „harmonische“ Ausbildung des Verstandes, des Gemüts und des Willens. Sie sollte vor allem dazu dienen, den Mann nicht zu langweilen und zu behindern, sondern ihn vielmehr zu unterhalten und zu unterstützen. Weiters sollte sie zur Entfaltung der Persönlichkeit und der typischen weiblichen Tugenden führen, sowie moralischen Halt gegen weibliche Schwächen vermitteln. Das Bildungsprogramm beinhaltete also Literatur, Fremdsprachen (vor allem Französisch), Musik (Klavier, Gesang, Tanz), Zeichnen, Malen und Handarbeit. Das Ideal war das einer kultivierten Häuslichkeit und eines geformten Charakters. In einer verpflichtenden fünfjährigen Volksschule wurden die Mädchen anhand der Fächer Handarbeit, Hauswirtschaft, Gesundheitslehre und Säuglingspflege ganz auf ihre Rolle als Mutter, Hausfrau und Ehefrau vorbereitet. Die so genannte „höhere Töchterchule“, die eine Ausbildung bis zum 16. Lebensjahr bot, konnten jedoch nur mehr Mädchen aus reichem Hause besuchen.⁴

Doch im Laufe der Jahre nahm die Zahl der Frauen im Verhältnis zu den Männern zu, sodass nicht mehr jede Frau hoffen konnte, standesgemäß verheiratet zu werden. Zudem stieg auch das Heiratsalter der Männer an, sodass Frauen eine relativ lange Zeit zwischen Schulabschluss und Hochzeit überbrücken mussten. Oft war es aber auch so, dass die Männer ihre Familie nicht mehr alleine ernähren konnten und auf einen Zuverdienst der Frau angewiesen waren. Eine Arbeit außer Haus, wie etwa Verkäuferin, Bürokräftin oder gar Werksarbeiterin, kam für eine bürgerliche Frau aber nicht in Frage. Daher begab sie sich mehr in „häusliche“ Berufe, wie Erzieherin, Kindergärtnerin, Lehrerin oder Krankenpflegerin, die allerdings eine spezifische Ausbildung verlangten. Daher waren die Erwartungen, die viele Familien in eine bessere Ausbildung ihrer Töchter hatten, vielfältig. Das Bürgertum erhoffte sich für seine Töchter eine bessere Allgemeinbildung und dadurch bessere Heiratschancen. Pfarrer, Beamte oder Lehrer wollten ihren Töchtern eine Arbeitsmöglichkeit als Lehrerin oder Gouvernante ermöglichen, sollten sie nicht standesgemäß verheiratet werden können. Kaufleute wiederum erhofften sich für ihre Töchter Selbstsicherheit vor Kunden, Kenntnisse in der Buchhaltung und in Französisch. Die kleinen Beamten hingegen erhofften sich Erziehung zu Ordnung, Disziplin, Sparsamkeit und Wahrung des sozialen Status. Meist waren Berufsaussichten oder eine Statusverbesserung für die Frauen selbst aber nur zweitrangig. Viel wichtiger waren das Inte-

resse an Weiterbildung, die Suche nach einer sinnvollen Beschäftigung, oder einem Vorwand, um von den Eltern loszukommen. Denn an erster Stelle stand nach dem Studium immer noch die Heirat.⁵

3. Erste „Ausbruchsversuche“: Frauenrechtsbewegungen

Schon im Zuge der Revolution von 1848 hatten Frauen im deutschen Sprachraum mehr Rechte für sich beansprucht, allerdings wurden diese Forderungen nicht erfüllt. Durch Vorbilder aus anderen europäischen Ländern unterstützt, wurde im Deutschen Reich im Jahre 1865 der „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ (ADF) von Auguste Schmidt und Louise Peters gegründet. Er machte es sich zur „Aufgabe, für die erhöhte Bildung des weiblichen Geschlechts und die Befreiung der weiblichen Arbeit von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen [...] zu wirken“.⁶ Der Verein forderte daher 1888 unter dem Vorsitz von Helene Lange eine grundlegende Reform des höheren Mädchenschulwesens. Dies deshalb, weil Jungen durch das Schulsystem eine nach ihrer Ansicht bessere Ausbildung ermöglicht wurde als Frauen und so viele Berufe Frauen nicht zugänglich waren. Ein weiteres Anliegen war den Mitgliedern des ADF die Zulassung von Frauen zu den Studien, durch die sie an den „höheren Töchterschulen“ lehren konnten. Die höheren Schulen verlangten vom Lehrpersonal oft eine wissenschaftliche Ausbildung, die Frauen versagt blieb. Darüber hinaus wollte der Verein erreichen, dass Frauen zum Medizinstudium und zu den entsprechenden Staatsprüfungen zugelassen wurden. Dies wurde damit begründet, dass es für Frauen weibliche Ärzte brauche, da sie aus Scham, von einem Mann untersucht zu werden, oft zu spät oder gar nicht einen Arzt aufsuchten.⁷ Ebenfalls 1888 gegründet wurde der Deutsche Frauenverein „Reform“. Er forderte eigene Schulen für Mädchen und eine generelle Öffnung der Universitäten für Frauen. Im selben Jahr richtete der Verein eine Bittschrift an die Kultusministerien in Preußen, Bayern und Württemberg. Sie enthielt die Forderung der Errichtung von Gymnasien für Mädchen. Es sollte außerdem Mädchen möglich sein, an einem Jungengymnasium eine Reifeprüfung abzulegen. Denn zu dieser Zeit war es für junge Frauen unmöglich, ein Reifezeugnis eines humanistischen oder Realgymnasiums zu erwerben, das zum Besuch einer Universität nötig war. Darüber hinaus bat der Verein um eine Möglichkeit für Frauen, an den Universitäten zu studieren.⁸

Auch der ADF reichte eine Petition bei den Lan-

desministerien ein, in der er die Öffnung des Medizinstudiums und des höheren Lehramtes für Frauen forderte, außerdem den Zugang zu den jeweiligen Staatsprüfungen. Beigelegt waren zwei Schriften von Vorstandsmitgliedern des Vereins: die so genannte „Gelbe Broschüre“ von Helene Lange und die Schrift „Ärztinnen für Frauenkrankheiten. Eine ethische und sanitäre Notwendigkeit“. Der ADF wollte sich hier vom Frauenverein „Reform“ absetzen. Dieser forderte nämlich vor allem die Öffnung der akademischen Berufe für Frauen. Der ADF hingegen sah den Schwerpunkt seiner Forderungen in der Zulassung weiblicher Ärzte. Begründet wurde dies damit, dass Frauen seit jeher in der Heilkunde tätig gewesen seien und das Feld der Ärzte somit weder männliches noch weibliches, sondern ein neutrales Berufsfeld sei. Beide Petitionen wurden abgelehnt. Es folgten einige weitere. Der ADF richtete sich an das Land Württemberg, dieses verwies auf die Zuständigkeit der Reichsregierung. Diese befasste sich mit einer in der Folge an sie gerichteten Bittschrift. Die Missstände vor allem bei der medizinischen Versorgung von Frauen erkannte die Petitionskommission der Regierung an. Sie sah das Problem aber in der ungenügenden Ausbildung der Mädchen und somit in der Zuständigkeit der Länder. Auch weitere Petitionen der Gruppierungen hatten keine direkten politischen Auswirkungen. Sie bewirkten aber, dass ein Bewusstsein für die Lage der Frauen und eine öffentliche Diskussion über das Frauenstudium entstanden.⁹

Auch im österreichischen Teil der Donaumonarchie wurden derartige Initiativen ergriffen. Zahlreiche Vereine zur Ausweitung der weiblichen Erwerbstätigkeit und zur Verbesserung der Mädchenbildung wurden gegründet. 1892 richtete einer von diesen erstmals Gymnasialkurse für Mädchen ein, da ein Zeugnis einer höheren Mädchenbildungsanstalt nicht zum Besuch einer Universität befähigte. Im Jahre 1902 schlossen sich 13 Vereine der bürgerlichen Frauenbewegung zum „Bund der österreichischen Frauenvereine“ zusammen, der in der Folge einige Mädchenschulen leitete.¹⁰

Sowohl im deutschen Reich als auch in der Donaumonarchie organisierten sich also ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt bürgerliche Frauenvereine, um sich für eine bessere Ausbildung und vielfältigere Berufsmöglichkeiten für Frauen einzusetzen. Dies war nicht der einzige Faktor auf dem Weg zur Öffnung der Hochschulen für Frauen, aber er unterstützte die Entstehung einer öffentlichen Diskussion um die Zulassung von Frauen zum Studium.

4. Die ersten Studentinnen

Bereits im 18. Jahrhundert gab es Frauen im deutschsprachigen Raum, denen es möglich war, ein Studium zu absolvieren und es in manchen Fällen auch mit einem akademischen Grad abzuschließen. Diese waren jedoch Ausnahmen, die nur sehr selten vorkamen. Die Mehrheit dieser Frauen stammte zudem nicht aus dem deutschsprachigen Raum, es überwogen russische und amerikanische Gaststudentinnen. Die Forderungen von 1848, die Hochschulen einer breiteren Bevölkerung zu öffnen, waren daher nicht auf deren weiblichen Teil bezogen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrten sich jedoch die Anfragen bürgerlicher Frauen um die Zulassung als Hörerinnen an verschiedenen Universitäten. Die ersten Hochschulen, welche solche Gesuche vermehrt zuließen, waren die Schweizer Universitäten, allen voran die Universität Zürich. Schon 1864 öffnete sich diese Hochschule weiblichen Hörerinnen. Es folgten bis 1890 die Universitäten Bern, Genf, Lausanne und Basel.¹¹

In der Folge zogen auch aus dem Deutschen Reich und der Habsburger Monarchie viele der Frauen, die studieren wollten, in die Schweiz, um dort ihr Studium zu absolvieren und in manchen Fällen auch einen Beruf ausüben zu können. Die Mehrheit der Studentinnen an der Hochschule in Zürich waren jedoch Russinnen. In den 1890er-Jahren machten die deutschen Hörerinnen etwa zehn Prozent der gesamten Studentinnen aus. Da die in Deutschland übliche höhere Mädchenschulbildung nicht mit einer Reifeprüfung abschloss, die eine Zulassungsvoraussetzung zum Universitätsstudium war, mussten sich viele vor ihrem Studium in der Schweiz den gesamten Maturastoff aneignen, der oft stark von dem Lehrstoff der höheren Mädchenschulen abwich, und die erforderliche Prüfung nachholen. Um die Jahrhundertwende wurde es für die Frauen folglich immer schwieriger, als Studentinnen oder Hörerinnen an den Hochschulen aufgenommen zu werden. Immer mehr Ansuchen wurden mit Verweis auf ungenügende Vorbildung der Frauen abgelehnt.¹²

Der Weg zur Öffnung der deutschen Universitäten

Etwas später wurden auch im Deutschen Reich die Bemühungen um Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium immer stärker. Die Gründe dafür waren vielfältig und sind wohl in einer allmählichen gesellschaftlichen Veränderung zu suchen. Eine wichtige Bedeutung hatten dabei die Töchter des gebildeten Bürgertums. Diejenigen, welche unverheiratet blieben, mussten sich

in zunehmendem Maße nach einer Beschäftigung umsehen, durch die sie sich versorgen konnten. Einige von ihnen machten das Lehrerinnenexamen und arbeiteten als Volksschullehrerinnen. Die Stellen in der höheren Schulbildung blieben ihnen allerdings oft verwehrt. So versuchten allmählich immer mehr Akademiker und darunter vor allem Universitätsprofessoren, ihren Töchtern ein Hochschulstudium zu ermöglichen, um ihre Berufsaussichten zu verbessern. Andererseits befanden sich auch viele Akademiker unter den größten Feinden der Öffnung der Universitäten für Frauen. Sie befürchteten, die Universität als männerdominierter Ort könnte ebenso wie der Arbeitsmarkt Schaden nehmen.¹³

Neben dem Bildungsbürgertum bemühte sich vor allem auch die deutsche Frauenbewegung um die Öffnung der Universitäten. Über die Frauenvereine forderte sie eine Reform des höheren Mädchenschulwesens. Denn am Ende des 19. Jahrhunderts ermöglichte es den Absolventinnen keinen direkten Zugang zum Studium. Auf ihren Abschlusszeugnissen fehlte der entscheidende Zusatz „reif zum Besuch einer Universität“. Um also überhaupt eine Möglichkeit zur Aufnahme als Hörerin an einer Hochschule zu haben, mussten die Frauen das nötige Reifezeugnis privat nachholen, meist an Gymnasien für Jungen, da es ja noch keine entsprechenden Mädchengymnasien gab. Die Lehrerin Helene Lange, eine Vorreiterin der Frauenbewegung, bot ab 1889 in Berlin Realkurse für Frauen an, die sie ab 1893 in die erforderlichen Gymnasialkurse umwandeln konnte. Diese konnten nach vier Jahren mit der Reifeprüfung abgeschlossen werden. Auch der „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ richtete in Leipzig solche Kurse ein. In einem nächsten Schritt wurden eigene Mädchengymnasien gegründet. Da jedoch nur männliche Lehrkräfte über die erforderliche Hochschulausbildung verfügten, mussten erst weibliche Lehrpersonen entsprechend ausgebildet werden. Im Jahre 1894 wurde deshalb im Deutschen Reich ein Oberlehrerinnenexamen eingeführt, welche Frauen dazu befähigte, als Lehrkräfte an höheren Schulen tätig zu sein. Somit war ein weiterer Schritt auf dem Weg zur Öffnung der Universität für Frauen getan.¹⁴

Die ersten Studentinnen an deutschen Universitäten waren zum einen Ausnahmefälle, zum anderen meist keine deutschen Frauen. Als 1896/97 das preußische Kultusministerium aufgrund der Entwicklungen im Ausland und zahlreicher Petitionen Frauen als Gasthörerinnen zuließ, wenn es der jeweilige Rektor erlaubte, änderte sich die Situation rasch. Im Wintersemester 1896/97 studierten bereits 223 Frauen an den preußischen Hochschulen. 24% davon waren Amerikanerinnen.

nen, 6% Russinnen und knapp 60% deutsche Frauen. Die Mehrheit kam aus dem Bildungs- oder Besitzbürgertum, einige waren Töchter von Universitätsprofessoren. Die meisten dieser 223 Frauen waren an der philosophischen Fakultät eingeschrieben. Einige von diesen besuchten die Universität, um sich auf das Oberlehrerinnenexamen vorzubereiten, welches seit 1894 für den Unterricht an einer höheren Mädchenschule vorausgesetzt wurde.¹⁵

Im Jahr 1899 wurde Frauen vom Bundesrat erlaubt, eine medizinische Staatsprüfung abzulegen. Bald darauf wurden von den Ländern Frauen als ordentliche Studierende zugelassen: Baden öffnete seine Hochschulen schon 1900, Bayern 1903, im darauffolgenden Jahr Württemberg, 1906 Sachsen, Thüringen 1907, Hessen und Preußen 1908. Noch später als Preußen, 1909, ermöglichte nur Mecklenburg die volle Immatrikulation. In Preußen gab es allerdings noch die Klausel, dass Professoren mit ministerieller Erlaubnis Frauen ganz aus ihren Kursen ausschließen konnten.¹⁶

Im Jahre 1909 wurde vom preußischen Kultusministerium eine weitere Möglichkeit eingerichtet, sich an einer Universität einzuschreiben: Demnach konnten Frauen mit einem Lehrerinnenzeugnis und mindestens zwei Berufsjahren ein sechssemestriges Lehramtsstudium absolvieren. Dieser „vierte Weg“ zur Universität, neben Gymnasium, Realgymnasium und höherer Realschule, stieß bei vielen ordentlichen Studentinnen auf Unverständnis: Sie befürchteten eine Abwertung des Frauenstudiums durch solche Studentinnen, die kein Reifezeugnis und somit nach ihrer Ansicht keine ausreichende Ausbildung vorweisen konnten. Dennoch nahmen viele Lehrerinnen diese Möglichkeit der Weiterbildung an, sodass im Wintersemester 1911/12 in Preußen neben 1927 Studentinnen mit Reifezeugnis auch 759 ohne ein Abitur studierten.¹⁷

Die Öffnung der österreichischen Universitäten

Nach den der Revolution von 1848 folgenden ministeriellen Verordnungen waren Frauen an der Hochschule nicht vorgesehen. 1849 bestimmte zwar ein weiterer Erlass, dass eigene Kurse für Frauen eingerichtet werden konnten, allerdings kam es nicht dazu. Frauen konnten in der Folgezeit in Ausnahmefällen als Hörerinnen an einer Hochschule aufgenommen werden, wenn es ihnen vom Dozenten erlaubt wurde. Es folgte allerdings am 6. Mai 1878 ein Erlass des Ministeriums für Cultus und Unterricht, der bestimmte, dass die Geschlechter im höheren Bildungswesen unbedingt zu trennen seien. Demnach konnten

zwar ausnahmsweise Hörerinnen mit Erlaubnis des Dozenten zugelassen, aber es sollte ihnen keine Bestätigungen für die Kurse ausgestellt werden.¹⁸

An der Universität Innsbruck wurde 1897 von Dozenten der philosophischen Fakultät in einem Gutachten festgehalten, dass Frauen grundsätzlich nach den gleichen Richtlinien zu behandeln seien wie männliche Hörer. Allerdings behielten sich die Professoren vor, jede einzelne Antragstellerin auf ihre Eignung zum Studium zu prüfen und männliche Bewerber dezidiert vorzuziehen. Somit war es Frauen zwar möglich, um Zulassung als Hörerinnen anzusuchen, sie konnten allerdings ohne Angabe von Gründen abgewiesen werden. Einige Frauen nutzten nun die Möglichkeit, im Ausland ein Studium zu absolvieren, etwa in der Schweiz. Ab 1896 wurden diese ausländischen Dokortitel zwar anerkannt, jedoch musste man dafür alle Prüfungen im Inland noch einmal absolvieren. Diese schwierige Situation wurde mit einem Erlass des Unterrichtsministeriums im März 1897 erleichtert: Er erlaubte es Frauen ab dem Wintersemester 1897/98, sich für philosophische Studien an Hochschulen der Donaumonarchie als Hörerinnen einzuschreiben. Die Frauen mussten dazu österreichische Staatsbürgerinnen sein, mindestens 18 Jahre alt und eine anerkannte Reifeprüfung abgelegt haben. In manchen Fällen reichte auch ein Lehrerinnenzeugnis. Aber immer noch blieb die letzte Entscheidung über die Annahme entsprechender Anträge dem Dekan der Fakultät überlassen. Dem Beispiel der philosophischen Fakultät folgten im Jahre 1900 die medizinische, 1919 erst die juristische. Ab demselben Jahr wurden Frauen auch zu technischen und veterinärmedizinischen Studien zugelassen. Die Akademie der Künste öffnete sich 1920 für weibliche Studenten. Ein Studium der Theologie blieb Frauen jedoch noch bis 1945 verwehrt.¹⁹

Die ersten Abschlüsse

Mit der Zulassung von Frauen als Hörerinnen an den meisten Hochschulen des deutschsprachigen Raums Ende der 1890er-Jahre stellte sich bald die Frage, ob es Frauen erlaubt sein sollte, eine Abschlussprüfung zu machen. Schon 1754 hatte Dorothea Erxleben in Halle als erste Frau an einer deutschen Universität den Dokortitel der Medizin erworben. Es gab bis zum Jahre 1908, also der Zulassung der Immatrikulation von Frauen in Preußen, über hundert Beispiele solcher Frauen, die unter Ausnahmbedingungen an deutschen Hochschulen promovieren konnten.²⁰ Ein Beispiel einer deutschen Frau, die unter Ausnahmbedingungen im Reich promovieren konn-

te, ist Maria Gräfin von Linden. Ihr wurde 1895 von der Universität Tübingen der Dokortitel in den Naturwissenschaften verliehen. Sie war in der Folge als Assistentin in Bonn tätig und bemühte sich ab 1906 um eine Möglichkeit der Habilitation. Diese blieb Frauen in Deutschland noch bis 1920 verwehrt. Dementsprechend wurden die Gesuche von Lindens immer wieder abgelehnt. Nach dem Abschluss einer Studie über Wildseuchen 1910 wurde ihr der Professorentitel verliehen. Allerdings erhielt sie die „*venia legendi*“, die Erlaubnis öffentlich zu lehren, nicht. Ebenfalls einen Professorentitel im Bereich der Naturwissenschaften erhielt Marianne Plehn 1914 in Bayern. Während die „*venia legendi*“, also der Zugang zur Habilitation, in der Schweiz seit 1892 an Frauen verliehen werden konnte, dauerte es aber bis zur offiziellen Zulassung von Frauen zur Habilitation in Deutschland bis 1920.²¹

Ausnahmesituation Erster Weltkrieg

Von den Frauen wurde zu Beginn des Ersten Weltkrieges Patriotismus und die Mithilfe an der Front gefordert. Deshalb gründete der Bund Deutscher Frauenvereine unter Getrud Bäumer den „Nationalen Frauendienst“, in dem auch die Studentinnen ihren Beitrag für das Vaterland leisten sollten. So meldeten sich viele von ihnen zur Krankenpflege oder ähnlichen Hilfsdiensten an der Front. Da es aber Kräfte in großer Zahl gab, wurde von den studierenden deutschen Frauen nur ein geringer Teil von den Universitäten beurlaubt und zum Hilfseinsatz in die Lazarette geschickt. Von den männlichen Studenten hingegen waren im Wintersemester 1914/15 mehr als 60%, im Winter 1917/18 sogar 80% im Kriegsdienst. Dies bedeutete, dass sie zwar offiziell an der Hochschule eingeschrieben blieben, aber wegen Dienst am Vaterland befreit waren. Obwohl also die Frauen in den offiziellen Angaben nur neun Prozent der Studenten ausmachten, war der Frauenanteil in den Lehrveranstaltungen viel höher. An der Universität Heidelberg etwa waren im Sommer 1917 über die Hälfte der anwesenden Studierenden Frauen. Dies bewirkte für Professoren wie Studierende völlig neue Arbeitsbedingungen. Bessere Betreuung von Seiten der Dozenten für die erheblich dezimierte Studentenzahl war garantiert. Nach Kriegsende kehrten die meisten Studenten an die Universität zurück, dazu kamen viele Erstsemestrige, welche gemeinsam die Zahl der Frauen wieder auf eine sehr kleine Minderheit sinken ließ.²²

Bürokratische Hürden und Gegenstimmen

Die ersten Frauen an den Universitäten wurden sehr misstrauisch aufgenommen. Lehrer, Famili-

enväter, Mediziner, Priester und Studenten, oft sogar Frauen selbst äußerten verschiedenste Bedenken biologischer, psychologischer oder moralischer Art.²³

So war es nicht verwunderlich, dass Frauen ihr Studium aufgrund der Schwierigkeiten durchschnittlich erst mit ca. 24 Jahren beginnen konnten. Denn in erster Linie galt es, verschiedene bürokratische Hürden zu überwinden, welche bereits behandelt wurden. Fast unmöglich war es zu Beginn für Frauen auch, ein Stipendium oder Darlehen zu erlangen. Und zwar unter anderem, weil in den Satzungen der traditionsreichen Stiftungen immer nur Studenten erwähnt waren und daher unklar war, ob Frauen überhaupt ein Anrecht auf Unterstützung hätten. Erst als von der Frauenbewegung eigene Finanzhilfen angeboten wurden, trat eine Verbesserung ein, doch noch lange waren Frauen bei der Vergabe von Stipendien deutlich benachteiligt.²⁴

Durch die Industrialisierung und die allgemeine Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft waren gut ausgebildete, selbstständige Frauen zwar notwendig, aber dennoch fühlte sich die Gesellschaft von der anstehenden Veränderung überfordert und bedroht. Dies führte zu Anfeindungen und Spott in Witzen, Liedern und Zeitungsartikeln. Weiters hatten Studentinnen oft mit Ausgrenzung in der Gesellschaft, der Familie und bei der Heirat zu kämpfen. Vor allem Männer sahen Frauen als Konkurrenz und fürchteten daher um ihre Männlichkeit, ihre Vorrechte und den Besitzanspruch auf die Frau.²⁵

Das grundlegendste Gegenargument aber betraf das gängige Frauenbild. Die Frau sei zu emotional, zu weich und zu schwach, um Wissenschaft zu betreiben, sie sei gar nicht zu geistiger Arbeit fähig. Somit würde es ihr auch nur schaden, ebenso wie sie der Wissenschaft schaden würde. Denn viele Professoren sorgten sich um die Universität als reinem Raum für Männer. Sie schämten sich, vor Studentinnen über Anatomie und andere diffizile Themen, wie Sexualität oder Geschlechtskrankheiten zu reden. Dies sei eine Verletzung der weiblichen Sittlichkeit. Frauen würden zudem nur Unordnung stiften und aufgrund ihrer mangelnden Vorbildung den Lehrbetrieb hemmen, das Niveau senken und so das Ansehen der Universitäten mindern. Zudem würde durch diese aufreizenden Frauen ohne Moral auch die Sittsamkeit in Gefahr geraten und somit das Seelenheil, die Aufmerksamkeit und Arbeitsmoral der Studenten leiden.²⁶

Wissenschaftler wie Otto Weininger, Albert Eduard oder Paul Möbius versuchten neben diesen sozialen Argumenten auch die biologische Ungeeignetheit der Frau zum Studium, vor allem dem

der Medizin, zu beweisen, ja sogar auf ihre Abnormität hinzuweisen. Dr. Theodor Bischoff führte in einer Abhandlung von 1872 dazu u. a. folgende Argumente an: ein kleinerer Schädel mit einem kleineren Gehirn, ein geringeres Körpergewicht und schwächere Muskeln und Gefäße, weiters die Menstruation und die Schwangerschaft, da diese die Denkfähigkeit schwächen würden, sowie eine Neigung zu Hysterie und Nervosität. Zudem habe die Frau zu wenig der typisch männlichen Eigenschaften wie Charakterstärke, Erkenntnisdrang oder Erfindergeist, jedoch zu viel Phantasie. Schließlich riet Bischoff, die Universität als Reservat der Männer zu bewahren, denn mit Ausnahme der Wissenschaft seien diese bereits überall die Sklaven. Weitere physiologische Argumente waren eine befürchtete Minderung der Fertilität, denn durch das Studium würde die Milchproduktion zurückgehen und das Gehirn nicht ausgeruht genug sein, um genügend Zeit für Kinder zu haben. Schließlich galt es auch für unmöglich, dass väterliche Eigenschaften und Talente auf die Töchter vererbt werden könnten, weshalb viele überhaupt davon ausgingen „dass sich das Weib nicht einmal die nötigen Vorkenntnisse zum Studium der Medizin aneignen könne“.²⁷

Ein anderer Argumentationsstrang war der Verweis auf die gesellschaftliche, natürliche und vor allem göttliche Weltordnung, die es unbedingt zu bewahren galt und laut der die Frau aufgrund des Prinzips der Arbeitsteilung die Pflicht und Aufgabe habe, Hausfrau und Mutter zu sein und sich daher auf das Haus und die Familie beschränken solle. Ein Beruf wäre daher mit den Aufgaben einer Gattin und Mutter nicht vereinbar. Zudem würde die Frau wegen ihrer Zartheit und Emotionalität Schaden nehmen und ihre weiblichen Tugenden wären gefährdet. Sie würde ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter vernachlässigen und ihre weibliche Anmut und ihren Liebreiz verlieren.²⁸

Nichtsdestotrotz gab es aber durch aus einige Befürworter, auch unter den Professoren, die der Meinung waren, dass Frauen und Männer durchaus dasselbe leisten könnten und daher auch dieselben Rechte haben müssten. Sie schreckten daher nicht davor zurück, schon bald weibliche Assistenten anzustellen.²⁹

Der Alltag der Studentinnen

Die ersten Studentinnen hatten es nicht leicht. Weniger Geld, weniger Stipendien, weniger Arbeitsmöglichkeiten im Rahmen der Werkarbeit und daher weniger Möglichkeiten, durch Arbeit eventuelle Schulden zu decken. Mangelnder Wohnraum sowie zusätzliche Belastung durch

häusliche Pflichten bescherten ihnen ein deutlich härteres Los, als ihren männlichen Kommilitonen. Zudem waren Studentinnen als Pionierinnen natürlich einem hohen Erwartungsdruck ausgesetzt und konnten es sich nicht leisten, nervlich zu versagen oder aufzugeben.³⁰

Die schwierigen Bedingungen werden besonders anhand der Wohnungssituation deutlich. Abgesehen davon, dass Männer deutlich mehr Geld zur Verfügung hatten, wurden diese bei der Vergabe von Unterkünften generell bevorzugt, weil sie anspruchsloser waren, da sie ja mehr Möglichkeiten hatten, sich außerhalb des Zimmers aufzuhalten. Frauen benötigten meist eine Kochgelegenheit, da es anfangs noch keine Mensen gab und es nicht schicklich war, ohne männliche Begleitung in Gaststätten zu gehen. Zudem bevorzugten sie Einzelzimmer, eher bei privaten Vermietern und in Heimen als in Pensionen, um Aufsehen zu vermeiden. Schließlich hatten Studentinnen auch mit der verbreiteten Unkenntnis und den Vorurteilen seitens der Vermieter zu kämpfen. Frauen konnten aufgrund ihrer Sicherheit und Reputation auch nicht die billigen Angebote in der Peripherie oder den weniger angesehenen Vierteln annehmen. Meist waren die Quartiere zwar in der Nähe der Universität, aber z.B. in Berlin mussten die Studentinnen eine halbe Stunde entfernt wohnen, weil um die Universität zu viele Nachtclubs und Bordelle angesiedelt waren. Studentinnenvereine versuchten daher, mit Wohnungs- und Zimmerlisten Hilfe zu leisten. Besser hatten es da die Frauen, die entweder in der Universitätsstadt bei ihrer Familie leben konnten, was natürlich billiger und sicherer war und so, entsprechender Reichtum vorausgesetzt, von allen Aufgaben und Pflichten im Haus freigestellt waren oder die, welche sich auch in ihrer eigenen „Bude“ aufgrund der finanziellen Situation der Familie um nichts kümmern mussten und sich gar eine Zuehfrau kommen lassen konnten.³¹

Doch dieses Glück hatten nur wenige Studentinnen. Die meisten mussten sich ihr Monatsgeld durch Privatunterricht oder Büroarbeiten aufbessern. Denn finanzielle Probleme waren weit verbreitet, zumal die Finanzlage meist noch schlechter war, als bei den Männern. Denn schon ein männlicher Student war eine große Belastung und so wurde bei Töchtern noch viel mehr auf die Kosten geschaut. Nur wenige erhielten ein festes Monatsgeld und mussten daher zu Hause um Geld bitten, was viele abschreckte, da sie der Familie aus Dankbarkeit nicht zur Last fallen wollten.³²

Doch nicht nur die Wohnungssituation verursachte Schwierigkeiten, sondern auch der Umgang mit den Kommilitonen. Aufgrund ihrer Erziehung und Sozialisation und der Tabuisierung

der Sexualität sowie der Geschlechtertrennung an den Schulen waren die Studenten im Kontakt mit Frauen unerprobt. Sie teilten sie in zwei Gruppen ein: Einerseits in Frauen des eigenen Standes, die man als Damenbegleitung zu den Verbindungsfesten einlud und von denen man sich eine Verlobte auswählte. Andererseits in die Gruppe der Ladenmädchen, Kellnerinnen und Kleinbürgerinnen, mit denen man sich vergnügte, ab und zu ein Verhältnis hatte und sich so „die Hörner abstoßen“ konnte. Die Studentin aber passte in keine dieser Kategorien. Dementsprechend waren auch die Reaktionen der Studenten. So gab es auf der einen Seite Diskriminierungen, wie etwa Pfiffe, Stampfen, Raunen, Gelächter und Fußescharren beim Betreten der Hörsäle, sexuelle Übergriffe verbaler Art, aber auch ernsthafte Drohungen (Studentinnen müssten für die Verunglimpfung des Studiums bestraft werden). Doch auch von tätlichen Angriffen wird berichtet, die von Kniffen und Stößen beim Kampf um die Plätze bis hin zu Vergewaltigungen reichten. Auf der anderen Seite gab es auch rein freundschaftliche und kameradschaftliche Verhältnisse. Und schließlich kam es auch oft vor, dass die Studenten Ritterlichkeit, Beschützerinstinkt und Kavaliiergehabe an den Tag legten, ihren Kommilitoninnen regelrecht den Hof machten und sie bestaunten, bewunderten und überallhin einluden.³³

Soziale Herkunft und Zusammensetzung der Studentinnen

Die ersten Studentinnen rekrutierten sich vor allem aus der Professorenschaft und aus Politikerfamilien, da ihnen ihre Intelligenz allein in dieser Zeit noch nicht zum Studium verholfen hätte. Erst zu einem späteren Zeitpunkt weitete sich der Kreis vom Bildungsbürgertum auch auf den gesamten höheren Mittelstand aus. Gründe dafür durften die Vorbildfunktion der Väter und der Brüder gewesen sein. Wegen der hohen finanziellen Belastungen konnten auch nur vermögendere Familien ihre Töchter an eine Universität schicken. So kam es, dass die ersten Studentinnen allesamt Töchter von Kaufleuten, Lehrern, Professoren, höheren Beamten oder Ärzten waren. Weiters stammten die meisten Studentinnen aus Familien mit mehr Töchtern als Söhnen. Deshalb hatten sie mehr Chancen und Ressourcen für Bildung. Weniger bemittelte Frauen hatten meist keine Möglichkeit zu studieren, denn es wurde allgemein immer zuerst auf die Ausbildung der Söhne geachtet. Für die Töchter blieb dann, wenn überhaupt, nur mehr eine weniger kostspielige Berufsausbildung mit zudem schlechteren Erwerbschancen. Diese soziale Un-

gleichheit in Bezug auf die Stände war bei den Männern zwar ähnlich, aber noch lange nicht so stark ausgeprägt. Doppelt so viele Frauen wie Männer stammten aus Akademikerfamilien und dem besitzenden Bürgertum, während mittlere Beamte, Volksschullehrer, Landwirte oder Handwerker kaum Studentinnen stellten.³⁴

Bei der konfessionellen Herkunft lässt sich eine deutliche Benachteiligung der katholischen Studentinnen im Vergleich zu ihren protestantischen und vor allem jüdischen Kolleginnen feststellen, die im Vergleich zu ihrem Bevölkerungsanteil stark überrepräsentiert waren. Die Protestantinnen entsprachen in etwa ihrem Bevölkerungsanteil. Laut einer Statistik studierten 1886/1887 an den preußischen Universitäten 18,1% Katholikinnen und somit halb so viele, wie ihrem Bevölkerungsanteil entsprochen hätte, meist ein Sprachstudium, weil für katholische Frauen nur der Lehrberuf in Frage kam. 9,4% der Studentinnen waren Jüdinnen, was ein Vielfaches des Bevölkerungsanteils darstellte. Diese Überrepräsentation hatte verschiedene Gründe, vor allem aber waren Juden meist im Bildungsbürgertum situiert. Jüdinnen studierten vor allem an der juristischen oder medizinischen Fakultät die so genannten „freien Berufe“, weil ihnen die Beamten- und Lehrerinnenlaufbahn verschlossen blieb.³⁵

Studentinnenverbindungen

Der Zusammenschluss zu Studentinnenvereinen und -verbindungen war besonders in der Anfangsphase sehr wichtig, vielleicht sogar noch wichtiger als für Männer. Diese dienten den Frauen vor allem dazu, sich in dieser schwierigen Situation an der Universität eigene soziale Räume zu schaffen, weil sie von den männlichen Verbindungen nur als Coleurdamen und als Zierde geduldet wurden und kein Recht auf Mitgliedschaft hatten. Aber diese Vereinigungen gaben auch Rückhalt, um gemeinsam für die Vertretung, Durchsetzung und Verbesserung der eigenen Rechte einzutreten, wie z.B. die Öffnung der Bibliotheken für Gasthörerinnen oder später die Erlaubnis zur Vollmatrikulation. Trotz ihrer offensichtlichen Notwendigkeit standen ihnen die Studentinnen selbst aber zwiespältig gegenüber. Viele sahen in ihnen auch nur Kopien der Männerverbindungen ohne eigene Tradition.³⁶ Zu Beginn beschränkten sich diese Vereine rein auf ein internes Vereinsleben mit geselligem Beisammensein und verschiedenen Freizeitaktivitäten. Sie boten Studienberatung, Finanzhilfe und Zimmervermittlung an und luden zu wissenschaftlichen Vorträgen, kulturellen Veranstaltungen und Ausflügen. Man musizierte, strickte, turnte oder wanderte zusammen, traf sich zu Bi-

belgruppen und philosophischen Zirkeln in den eigenen Clubräumen oder ging gemeinsam ins Theater oder Konzert. Erst zu Beginn des 20. Jh. erfolgte die Anerkennung durch die Rektoren. Nun waren die meisten Vereine auch im öffentlichen Leben präsent. Sie nahmen an akademischen Feiern teil und fanden Platz in den Gremien der Studierendenvertretungen. Während des 1. Weltkrieges leisteten die Vereine vielfach auch Kriegsdienste im Lazarett, in der Verwaltung oder in der Küche und füllten an gemeinsamen Strickabenden Päckchen mit Wäsche für die Front.³⁷

Dennoch aber bemängelten viele Frauenrechtlerinnen und Akademikerinnen, besonders aber die Zeitung „Studentin“, ein so genanntes weibliches Strebertum. Die Studentinnen lernten zwar fleißig, seien aber politisch völlig passiv. Sie würden weder nach rechts noch nach links schauen und sich kaum mit politischen, gesellschaftlichen und sozialen Fragen der Zeit beschäftigen. Denn die Frauen konzentrierten sich zunächst nur auf ihr Studium und dann auf ihren Beruf. Deshalb hätten sie auch keine Zeit für Allgemeinbildung und die Persönlichkeits- und Charakterbildung leide. Das Verhältnis zu den Frauenbewegungen sei sogar distanziert bis ablehnend, denn aufgrund der besseren Bedingungen entwickelten sich die Vereine rasch von Kampfgemeinschaften zu reinen Freizeitvereinen. Dementsprechend sanken auch die Mitgliederzahlen trotz zunehmender Studentinnenzahlen.³⁸

Eine der ersten Verbindungen war 1899 der „Verein studierender Frauen Hilaritas“ dem bald weitere folgten, wie der „Katholische Studentinnen Verein Winefreda“ in Münster, der „Katholische deutsche Studentinnenverein Hrotsvit“ 1912, oder der „katholische Studentinnenverein Hochwarth“ 1915. 1914 wurde der nationalistische „Deutsche Verband akademischer Frauenvereine“ zur Pflege des Deutschtums gegründet. Doch auch entsprechende Dachorganisationen ließen nicht auf sich warten: 1906 wurde in Weimar der „Verband der studierenden Frauen Deutschlands“, mit der Verbandszeitschrift „Studentin“ als politisch neutraler, überkonfessioneller Verein gegründet. Erst nach der Erlaubnis der Vollmatrikulation nannte er sich „Verband der Studentinnenvereine Deutschlands“. 1913 wurde zudem noch der „Verband der katholischen deutschen Studentinnenvereine“ gegründet.

Die meisten dieser Vereine wurden jedoch aufgrund ihrer konfessionellen Orientierung im Zuge des Nationalsozialismus aufgelöst.³⁹

5. Akademikerinnen im Berufsleben

Nur ein Bruchteil der Studentinnen erreichte einen Abschluss und musste sich somit der nächsten Hürde stellen, dem Einstieg ins Berufsleben. Denn die Abbruchsquote war bei den Studentinnen um ein Vielfaches höher als bei den Männern, vor allem an der philosophischen Fakultät. Aber auch bei den Medizinerinnen kamen trotz erfolgreichem Abschluss nur wenige im Beruf an, weil dessen Ausübung noch schwieriger war als das Studium selbst. Daher heirateten viele und gaben den Beruf auf. Eine Ausübung ihrer Berufes schien zu Beginn von Frauen gar nicht erwartet worden zu sein, wohl weil die Gesellschaft auch gar nicht damit gerechnet hatte, dass Frauen im Studium erfolgreich sein könnten. Weiters herrschte ein genereller Überschuss an Akademikern, den die Frauen nur noch verschärften. Schon eher herrschte da ein Bedarf an „typisch weiblichen“ Berufen in Erziehung, Krankenpflege und Handel. So eroberten die Frauen zuerst diese weniger „bürgerlichen“ Berufe. Auch die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie war offenbar kaum gegeben. Fast 2/3 der Akademikerinnen gaben für eine Familie ihren Beruf auf und von den berufstätigen Frauen waren um 1917 nur rund ein Viertel verheiratet.⁴⁰

Erst 1896 wurde das Medizinstudium für Frauen in Österreich nostrifiziert bzw. ab 1900 ebenso wie in Deutschland auch an den Universitäten angeboten. 1901 folgten bereits die ersten Examen. Ab 1903 arbeiteten in Österreich die ersten Sekundärärztinnen in öffentlichen Krankenhäusern. Drei bis vier Jahre Assistenzzeit als Sekundärärztinnen waren nötig, um eine Approbation zu erhalten, die wiederum für eine Niederlassung unerlässlich war. Meist taten Frauen diesen Dienst aber nur in Altersheimen oder Irrenhäusern, wo sie in den Frauenabteilungen sehr gefragt waren. Stellen an einer Uniklinik erhielten sie kaum, denn diesbezügliche Ausschreibungen waren häufig mit dem Zusatz „keine Frau“ versehen. Daneben wurden Männer generell vorgezogen, weil es nach dem damaligen Verständnis unmöglich war, dass eine Frau für männliche Volontärärzte verantwortlich sei. So mussten sie vielfach selbst nur als Volontärinnen arbeiten und sich um jegliche Weiterbildung selbst bemühen. Dementsprechend schlecht waren daher auch ihre Aufstiegschancen.⁴¹

Konnten während des ersten Weltkrieges aufgrund des Männermangels Frauen noch leicht an Assistenzstellen kommen, verschlechterte sich die Lage nach dem Krieg rasch. Misstrauen, Konkurrenzgedanken und Neid waren stärker als zuvor. Zudem wurde verheirateten Ärztinnen oft

die Zulassung verweigert und sie mussten Männern, insbesondere verheirateten, bei einer Stellenbesetzung immer den Vortritt lassen. In der NS-Zeit wurden Ärztinnen in der Mütterschulung und beim Reichsarbeitsdienst zur Versorgung der Arbeitermädchen eingesetzt. Die Mehrheit der Frauen arbeitete als Allgemeine Ärztin, wohl auch, weil durch eine Praxis im Haus der Beruf auch mit einer Familie vereinbar war. Die wenigen Fachärztinnen waren meist Kinderärztinnen und Frauenärztinnen, kaum Internistinnen und Chirurginnen. Der Großteil arbeitete in der Stadt anstatt auf dem Land und kümmerte sich vornehmlich um Frauen und Kinder. Nur ein Drittel der Ärztinnen war verheiratet, zwei Drittel ledig.⁴²

Das Studium der Rechtswissenschaften und der Nationalökonomie wurde wohl als das unweiblichste empfunden, weil es nach damaliger Auffassung besonders nach klarem abstraktem Denken, Abwägen und Urteilen verlangte. Wenn sich also eine Frau an dieses Studium wagte, dann meist nur, weil ein naher Verwandter Jurist war. An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät durften Frauen in Österreich seit 1878 einige Vorlesungen besuchen, aber keine Prüfungen ablegen. Erst 1919 erfolgte die volle Zulassung zum Jurastudium, 1921 schließlich der erste Abschluss in Wien, 1923 der erste in Innsbruck. Frankreich erlaubte 1900 den Zugang zur Advokatur, allerdings nur mit einer Zusatzprüfung oder einer Genehmigung des Senats, Italien bereits 1899. In Preußen wurde 1919 das Staatsexamen geöffnet, sowie 1922 das Richteramt und die Advokatur.⁴³

Die Anwaltschaft stand ihren weiblichen Kolleginnen lange skeptisch gegenüber. Man befürchtete eine Verweichlichung der Strafrechtspflege aufgrund ihrer Gefühlsschwankungen und ihres flatterhaften Geists. Noch 1920 hielt man Richterinnen für unmöglich, denn niemand glaubte, dass sich ein Mann dem Urteil einer Frau beugen würde. Vor allem selbstständige Anwältinnen hatten sehr mit der Skepsis der Klientel zu kämpfen und wurden auch von vielen Frauen nicht anerkannt. 1925 gab es in Preußen erst 33 Anwältinnen, in Deutschland 54, 1933 gab es 36 Richterinnen und Staatsanwältinnen. Nur wenige Frauen aber vollendeten ihre Ausbildung und waren letztendlich im Justizdienst tätig. Vielmehr arbeiteten sie als wissenschaftliche Hilfsarbeiterinnen, bei der Gewerbeinspektion zur Kontrolle der Arbeitsbedingungen von Frauen und Jugendlichen, in einer Rechtsschutzstelle für Frauen, in der Jugendfürsorge, oder in anderen Staats- und Kommunaldiensten, in der Presse oder Rechtsauskunft oder an einer Schule. Besonders in den Wohlfahrts- und Fürsorgediensten und der Ge-

werbe-, Fabriks- und Wohnungsinspektion standen sie in starker Konkurrenz zu den Ökonominen. Meist waren sie aber für die Anforderungen und die Bezahlung überqualifiziert.⁴⁴

Das Lehramtsstudium hingegen und der Beruf der Lehrerin waren weitaus am beliebtesten in dieser Zeit. Denn 1905 öffnete der preußische Kultusminister die Prüfung „pro facultate docendi“ auch für Frauen, Voraussetzung für die Stelle eines akademisch gebildeten Lehrers an höheren Schulen. So stieg die Zahl der Studienrätinnen in kurzer Zeit stark an. Doch auch in diesem Beruf wurden Frauen noch lange benachteiligt. Sie konnten jederzeit und ohne Anspruch auf Pension gekündigt werden, sofern es nicht um ihre Existenz ging, weil sie bereits verheiratet waren und verdienten bei gleicher Tätigkeit um einiges weniger.⁴⁵

Eine Universitätslaufbahn schlussendlich blieb für Frauen für lange Zeit der schwierigste Weg. Bereits 1905 erfolgte eine erste Anfrage auf eine Dozentur, doch die wurde mit der Begründung abgelehnt, Frauen hätten noch keine wissenschaftlichen Leistungen erbracht, die eine Dozentur rechtfertigen würde. Selbst bei der Anstellung einer Frau als Privatdozentin wurde schon heftig diskutiert, denn die Frau habe keinen kritischen Geist und keinen Forscherdrang. 1908 lehnte Preußen in einem Erlass die Zulassung von Frauen zur Habilitation grundsätzlich ab, da sie „weder mit der gegenwärtigen Verfassung noch mit den Interessen der Universität vereinbar sei“.⁴⁶ Jedoch konnten Akademikerinnen eine Stelle als Universitätsassistentin erhalten, wenn auch nur prinzipiell. Denn nach gängigem Prozedere wurde jeder Antrag einzeln geprüft und meist negativ beurteilt. Und dann standen ihnen immer nur zweitrangige Stellen zu, denn Frauen könnten zwar die administrativen Aufgaben einer solchen Stelle erfüllen, aber nie die Autorität eines ersten Assistenten haben. Die meisten Stellen gingen daher an Männer und wenn eine Frau dennoch das Glück hatte, wurde sie trotzdem nur mit Verwaltungsaufgaben, Unterricht oder der Betreuung der Bibliothek beauftragt. Neben den schlechten Arbeitsbedingungen, kaum finanzieller Unterstützung und kaum eigener Laboratorien blieb da kaum Freiraum für eigene Forschungen.⁴⁷

Die Erlaubnis zur Habilitation, der „venia legendi“, und somit auch zum Berufsbeamtentum mit Gehaltsanspruch erfolgte gemeinsam mit dem Wahlrecht 1918, in Preußen gar erst 1920. Doch während bereits 1919 erste Habilitationen in Archäologie, Biologie, Physik usw. zu verzeichnen waren, gab es erst 1923 je eine Professur für Margarethe von Wrangell in Botanik und Mathilde Vaerting in Pädagogik.⁴⁸

6. Schluss

Die Öffnung der Universitäten ist zu einem großen Teil für das neue Selbstverständnis der Gesellschaft und von Mann und Frau verantwortlich. Es kam zu einem Bruch mit der monarchisch-patriarchalischen Gesellschaft und zu einer zunehmenden Mitbestimmung und Mitgestaltung des täglichen Lebens durch die Frau. Denn der Ausschluss von Bildung bedeutete damals und bedeutet noch immer Ausschluss von Macht und Mitbestimmung.⁴⁹ Die Entwicklung zu einem für Männer und Frauen zugänglichen Hochschulstudium lässt sich in diesem Sinne auf eine Veränderung in der Gesellschaft zurückführen. Mit dieser Entwicklung änderten sich die Pflichten, welche das weibliche Geschlecht nach Ansicht der Zeitgenossen zu leisten hatte. Aber auch die Rechte der Frauen mussten überdacht werden. Durch zahlreiche in vorliegender Arbeit dargelegte Faktoren änderten sich in der Folge die Bildungsaussichten zumindest für einen Teil der Mädchen und Frauen. Mit der Möglichkeit, ein Reifezeugnis zu erhalten und der Erlaubnis der Immatrikulation an deutschen und österreichischen Universitäten wurde es dem weiblichen Geschlecht schließlich erlaubt, ein Hochschulstudium als ordentliche Studierende zu absolvieren. Allerdings wurde ebenfalls aufgezeigt, dass es sich dabei um eine langsame Entwicklung handelte. Auch beleuchtet diese Arbeit nur den Abschnitt von der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, die Zeit, in der der Grundstock gelegt wurde. Die Entwicklungen danach, von den Weltkriegen wesentlich beeinflusst, haben hier nicht Platz gefunden.

Entwicklungen, die noch lange nicht abgeschlossen sind. Mittlerweile mögen zwar mehr Frauen als Männer ein Studium beginnen und mittlerweile auch einen (Magister)abschluss erreichen, doch besteht noch weiterhin eine „gläserne Decke“, eine ungerechte Einkommensverteilung und es gibt Studien und somit Berufsfelder in denen Frauen noch stark unterrepräsentiert sind. Dass es sich hierbei v. a. um MINT-Studien handelt, die später weniger in Arbeitslosigkeit, dafür aber eher in höher- und hochbezahlte Jobs mit guten Karriereöglichkeiten führen, ist bezeichnend.

Gerade an den Universitäten sind Frauen im Personal aber weiterhin unterrepräsentiert. Die Existenz einer gläsernen Decke wird deutlich: Während noch in etwa gleich viele bis mehr Frauen als Männer ein Studium abschließen, arbeiten bereits im Vergleich dazu weniger Frauen in ihrem studierten Themenfeld, bei den Assistenzstellen und Lehrstühlen nimmt die Ungleich-

verteilung weiter stark zu.

Erfreulicher Lichtblick ist jedoch die Anzahl der Rektorinnen, die in den letzten Jahren angestiegen ist: In Österreich amtieren neben vielen Vize-Rektorinnen immerhin acht Rektorinnen, von denen zwar interessanterweise vier einer Kunst- und Musikhochschule vorstehen, die vier anderen aber die Ausbildungsstätten einstiger Männerdomänen, wie die Veterinärmedizinische, Wirtschaftswissenschaftliche und Technische Universität in Wien anführen.

1 Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 124), Göttingen 1998, S. 22, 24, 79–83.

2 Margit Brunner, Ursachen sexueller Belästigung von Frauen an der Universität. Eine feministisch-historische Untersuchung (Bildung, Arbeit, Gesellschaft, 7), Innsbruck 1991, S. 9; Alma Burger, Zur Geschichte von Frauen und Wissenschaft. Bildungsbiographie einer Innsbrucker Studentin aus den Zwanzigerjahren, Dipl. Innsbruck 1990, S. 44 ff., 51, 70.

3 Burger, Bildungsbiographie (wie Anm. 2), S. 47–50; Anton Jehle, Frauen erobern die Universität. Zur Lage des Frauenstudiums seit der Französischen Revolution, Dipl. Innsbruck 1978, S. 22, 49.

4 Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 89–98; Martina Nieswandt, Lehrerinnenseminare. Sonderweg zum Abitur oder Bestandteil höherer Mädchenbildung, in: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Band 2, hrsg. v. Elke Kleinau/Claudia Opitz, Frankfurt-New York 1996, S. 174–188, hier S. 175 ff.; Dörte Gernert, Mädchenerziehung im allgemeinen Volksschulwesen, in: ebd., S. 85–98, hier S. 85 ff.; Karin Ehrlich, Stationen der Mädchenschulreform. Ein Ländervergleich, in: ebd., S. 129–148, hier S. 129 ff.; Annette Kuhn (Hrsg.), 100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Dortmund 1996, S. 18.

5 Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 94–98; Claudia Huerkamp, Frauen, Universitäten und Bildungsbürgertum. Zur Lage studierender Frauen 1900–1930, in: Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich, hrsg. v. Hannes Siegrist (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft), Göttingen 1988, S. 201, 215; Burger, Bildungsbiographie (wie Anm. 2), S. 52 f.; Nieswandt, Lehrerinnenseminare (wie Anm. 4), S. 175 ff.

6 Zitat in: Edith Glaser, Der Einbruch der Frauenzimmer in das gelobte Land der Wissenschaft. Die Anfänge des Frauenstudiums am Beispiel der Universität Tübingen, in: Pionierinnen – Feministinnen – Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland, hrsg. v. Anne Schlüter (Frauen in Geschichte und Gesellschaft 22), Pfaffenweiler 1992, S. 63–85, hier S. 63.

7 Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 208.

8 Glaser, Frauenzimmer (wie Anm. 6), S. 64.

9 Ebd. (wie Anm. 6), S. 66–72.

10 Burger, Bildungsbiographie (wie Anm. 2), S. 56 f.

11 Lothar Mertens, Vernachlässigte Töchter der Alma Mater. Ein sozialhistorischer und bildungssoziologischer Beitrag zur strukturellen Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland seit der Jahrhundertwende (Sozialwissenschaftliche Schriften, 20), Berlin 1991, S. 20; Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 204.

- 12 Gabi Einsele, „Kein Vaterland“. Deutsche Studentinnen im Zürcher Exil (1870–1908), in: Pionierinnen – Feministinnen – Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland, hrsg. v. Anne Schlüter (Frauen in Geschichte und Gesellschaft 22), Pfaffenweiler 1992, S. 9–34, hier S. 21, 27.
- 13 Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 201 f.; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 24, 27.
- 14 Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 203–206; Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 16; Burger, Bildungsbiographie (wie Anm. 2), S. 137.
- 15 Claudia Huerkamp, Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945 (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 10), Göttingen 1996, S. 75.
- 16 Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 205; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 34.
- 17 Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 209; Elke Kleinau/Christine Mayer, Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen 1 (Einführung in die pädagogische Frauenforschung 1), Weinheim 1996, S. 208.
- 18 Gertrud Simon, „Durch eisernen Fleiß und rastloses, aufreibendes Studium.“ Die Anfänge des Frauenstudiums in Österreich: Pionierinnen an den Universitäten Wien und Graz, in: Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich. Ein Überblick, hrsg. v. Ilse Brehmer/Gertrud Simon, Graz 1994, S. 205–219, hier S. 205 f.
- 19 Ed., S. 208 f.; Burger, Bildungsbiographie (wie Anm. 2), S. 142–145.
- 20 Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 37 f.
- 21 Ulrike Just, „Sie wird kein ganzer Mann und ist keine rechte Frau mehr.“ Maria Gräfin von Linden, die erste Tübinger Studentin und erste Professorin in Bonn, in: Pionierinnen – Feministinnen – Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland, hrsg. v. Anne Schlüter (Frauen in Geschichte und Gesellschaft 22), Pfaffenweiler 1992, S. 87–92, hier S. 89 ff.; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 40 f.
- 22 Albrecht/Walther/Harders, Die deutsche Frauenbewegung; Kuhn, 100 Jahre Frauenstudium, S. 38. Huerkamp, Bildungsbürgerinnen, S. 76f.
- 23 Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 21.
- 24 Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 55, 100, 136–142; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 1, 38; 139–140.
- 25 Brunner, Ursachen (wie Anm. 2), S. 61–72, 94; Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 25, 136–142; Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 21.
- 26 Susanne Dermutz (Hrsg.), Vom Studium der Frauen, in: Zeitschrift für Hochschuldidaktik. Beiträge zum Studium, Wissenschaft und Beruf, Jahrgang 10/1986, Nr.1, hier S. 11; Brunner, Ursachen (wie Anm. 2), S. 13, 53, 73–78; Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 25, 81; Edith Glaser, „Sind Frauen studierfähig?“. Vorurteile gegen das Frauenstudium, in: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Band 2, hrsg. v. Elke Kleinau/Claudia Opitz, Frankfurt-New York 1996, S. 299–309, hier S. 299–309.
- 27 Zitat in: Brunner, Ursachen (wie Anm. 4), S. 94, sowie 34, 89, 93.
- 28 Jehle, Frauenbildung (wie Anm. 3), S. 136–142; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 24.
- 29 Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 34.
- 30 Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 143; Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 25.
- 31 Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 22, 33; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 135; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 78.
- 32 Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 28; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 129.
- 33 Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 150, 155; Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 22; Brunner, Ursachen (wie Anm. 2), S. 184 f.
- 34 Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 16; 52, 95 Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5) S. S. 203; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 25, 39.
- 35 Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 33; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 24–28; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 54–60.
- 36 Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 70; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 144.
- 37 Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 36; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 72–76.
- 38 Ebd.; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 144.
- 39 Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 28, 37; Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 70. Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15.), S. 144.
- 40 Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 26, 53; Brunner, Ursachen (wie Anm. 2), S. 58; Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 213; Hannes Siegrist (Hrsg.), Bürgerliche Berufe, Göttingen 1988, S. 37, 38.
- 41 Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 230–275; Brunner, Ursachen (wie Anm. 2), S. 42, 47; Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 57–61, 88; Edith Glaser, Die erste Studentinnengeneration – ohne Berufsperspektiven?, in: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Band 2, hrsg. v. Elke Kleinau, Claudia Opitz, Frankfurt-New York 1996, S. 310–324, hier S. 320.
- 42 Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 230–275.
- 43 Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 24, 53, 61–64; Huerkamp, Frauen (wie Anm. 5), S. 214.
- 44 Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 275; Glaser, Studentinnengeneration (wie Anm. 41), S. 320.
- 45 Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 177–190, 192–206.
- 46 Zitat in: Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 35.
- 47 Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 173; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen (wie Anm. 15), S. 154
- 48 Jehle, Frauenstudium (wie Anm. 3), S. 89, 214; Theresia Wobbe, Aufbrüche, Umbrüche, Einschnitte. Die Hürde der Habilitation und die Hochschullehrerinnenlaufbahn. in: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Band 2, hrsg. v. Elke Kleinau, Claudia Opitz, Frankfurt- New York 1996, S. 342–353; Kuhn, Frauenstudium (wie Anm. 4), S. 35
- 49 Mertens, Töchter (wie Anm. 11), S. 19.

BARBARA DENICOLÒ

GEBOREN IN BRIXEN, HAT GESCHICHTE AUF DIPLOM STUDIERT UND STUDIERT JETZT GESCHICHTE, LATEIN UND DEUTSCH AUF LEHRAMT. ZU IHREN FORSCHUNGSSCHWERPUNKTEN ZÄHLEN ERNÄHRUNGSGESCHICHTE, MITTELALTERLICHE REALIENKUNDE, TIROLER BERGBAU- UND FORSTGESCHICHTE. BERUFLICH ARBEITET SIE IM BEREICH DIGITAL HUMANITIES, DIGITALISIERUNG UND TRANSKRIPTIION VON HANDSCHRIFTEN UND ARCHIVMATERIAL.

Benedikt Collinet, Wien

Kein Platz für die „Anderen“

Religionssoziologische Anmerkungen zur Selbstlegitimation des IS

Hinführung

Seit 09/11 und dem Aufkommen des sogenannten „Islamischen Staates“ (IS) im Nahen Osten, verwenden viele Politiker Religion zur Legitimation von Gewaltanwendung. Das kann in gemäßigter Form geschehen, z.B. durch die Ausweitung oder Überwachung von „Terrorverdächtigen“ Muslimen innerhalb der EU, die Verweigerung der Einreise oder die Etikettierung als Gefährder, also Gewaltanwendungen, die keinen direkten physischen oder psychischen Schaden verursachen. Es kann auch zu rhetorischen Schärfen kommen, wie in der Ära Bush II, wo das Diktum des „Kreuzzugs“ wieder einmal bemüht wurde, um den ‚Krieg gegen den Terror‘ in die Länder des Nahen Ostens zu tragen. Hier wird häufig vom „christlichen Abendland“ gesprochen, um klar zu machen, wer nicht dazugehört „die Muslime (von da)“.

Gleichzeitig wird auf der anderen Seite der Welt von „islamischen“ Extremisten die Gegenrede geführt. Der Kampf gegen den Westen ist ein religiöses Ziel, der Dschihad i.S. eines ‚Gotteskrieges gegen die Ungläubigen‘ sei ein zu führender Krieg, der mit allen Mitteln geschlagen werden dürfe. Gerade der IS legitimiert sein ganzes Handeln von einer fundamentalistischen Koranauslegung her, die mit allerlei Ideologie angereichert wird.

Am Beispiel des IS und seiner Anziehungskraft auf junge europäische Muslime, will dieser Essay dem Phänomen aktueller Gewaltanwendungen durch religiöse Legitimation nachspüren und deutlich machen, warum die Ausgrenzung „der Anderen“ eine wichtige Rolle dabei spielt.

Zuvor ist allerdings (1) eine Beschreibung dieses Phänomens notwendig, wie sie in der aktuellen Literatur geführt wird. Diese Analyse ist notwendig, birgt aber zugleich das Risiko, nur die Rezeption von Meinungen und Positionen zu sein, d.h. eine Zwischenebene (Expert*innenmeinung) zwischen den Untersuchungsgegenstand (Legitimation und Anziehungskraft der Gewaltausübungen des IS) und mich einzuziehen. In einem zweiten Schritt (2) werde ich anhand einiger Theoriefragmente Pierre Bourdieus einen soziologischen Rahmen schaffen, in welchem ich

(3) das beschriebene Phänomen zu deuten versuche.

1. Beschreibung des Phänomens

Nach dem Scheitern des „Arabischen Frühlings“ (2011) hat sich die Zahl der Dschihadisten weltweit bis zum Jahr 2017 verdoppelt. Die Terroranschläge, die in den vergangenen fünf Jahren Europa erschüttert haben, scheinen nur die Spitze des Eisbergs religiös motivierter Gewalt in der Gegenwart zu sein. Dennoch nimmt die Terrororganisation *Islamischer Staat* eine besondere Rolle ein. Sie bildet einen theokratischen Staat, in bereits bestehenden Nationalgebieten und ohne politische Legitimation oder auch nur der Zustimmung der Bevölkerung. Er ist medial besonders präsent und spart nicht mit der Zurschaustellung seiner Skrupellosigkeit. Peter Neumann rekonstruiert daher in seinem Buch „Die neuen Dschihadisten“ (2015) das geopolitische Entstehungsmilieu dieser Bewegung und des spätmodernen Islamismus im Allgemeinen.¹

Für entscheidend hält Neumann, dass die Islamisten ihre Rekrutierung nicht im Mainstream, sondern bei radikalen Randgruppen, v.a. bei Salafisten anstreben. (Neumann 15) Die aus Europa rekrutierten Muslime bilden nach konservativer Schätzung 40% der Soldaten und sie gehören, laut Beobachterberichten, zu den radikalsten Streitern. Es falle außerdem auf, so Neumann, dass die Rekruten meist jugendliche Muslime sind, die in ihrer europäischen Heimat marginalisiert wurden und die durch ihre Eltern nicht religiös sozialisiert wurden. Daraus zieht Jürgen Mannemann den Rückschluss, es gehe keineswegs um ein religiöses als vielmehr um ein kulturelles Problem; und zwar ein Problem zwischen okzidentaler Dominanz und orientalischem Minderwertigkeitskomplex (Mannemann 12). Die sozioökonomische Situation variiert von Land zu Land, sodass sich hier keine Signifikanz zeigt (Neumann 73-75)². Ein weiterer Faktor ist die mediale Präsenz und der „Pop-Dschihad als Protestbewegung gegen die Schwäche der assimilierten Eltern“ (Mühl 155). Deutlich wird die politische Bedeutung der religiösen Sozialisierung be-

sonders durch die Selbstauskunft junger IS-Kämpfer. Betrachtet man ihre Aussagen mittels qualitativer Methoden, so ergibt sich, dass ihre gesamte Legitimation religiös konnotiert, ihre Motivation aber rein politische Natur ist (Mühl 156).

Ein weiterer Beitrag wird von Wiener Orientalistikprofessor Rüdiger Lohlker geleistet. Er erforscht empirisch den Dschihadismus, indem er die theologischen Elemente in der Sprachkultur untersucht (Lohlker 7). Er weist nach, mit welchem Ehrgeiz der *Islamische Staat* sein gesamtes Handeln, besonders aber seine Gewalttaten durch religiöse Sprache zu legitimieren sucht und dafür eine „gezielte Selektion islamischer Traditionen“ betreibt. (Lohlker 9). Auffällig ist für Lohlker am Ende, dass in jedem seiner 18 thematischen „Durchgänge“ eine exklusivistische und fundamentalistische Position von Seiten der IS-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer vertreten wird. Alle Lebensbereiche von der kleinsten Alltagsverrichtung bis zum Krieg sind durchkonzipiert und religiös aufgeladen worden.³

Mannemann macht ähnliche Beobachtungen wie Lohlker, ordnet diese aber letztlich einer nihilistischen Lebenseinstellung zu, die sich unter dem Deckmantel der Religion verberge:

Aktiver Nihilismus bedeutet die Aktivierung der Unfähigkeit, das empathische Nein zum Nichtsein des Anderen zu sprechen, sogar um den Preis des eigenen Nichtseins. Oder anders formuliert: Der Dschihadismus ist die willentliche Neutralisierung der Hemmung, dem Anderen das Recht auf Leben abzusprechen. Der Wille, den Tod des Anderen herbeizuführen, wird zum höchsten Lebenszweck, für den der Täter bereit ist, sein Leben zu opfern. Dschihadismus basiert auf der volitiven Neutralisierung der Empathiefähigkeit. (Mannemann 38)

Fasst man die bisherigen Beobachtungen zusammen, so zeigt sich, dass die gegenwärtigen IS-Experten des deutschen Sprachraums sich in Grundzügen einig sind über die Deutung des statistischen Materials. Die qualitativen Erhebungen weichen je nach Fragestellung stark voneinander ab und führen aber dennoch zu weitestgehend komplementären Thesen. Die Frage ist, wie sich die ursprünglichen Beobachtungen – zu denen ich leider keinen Zugang hatte und die auszuwerten den Rahmen dieses Essays bei weitem überschreiten würde – und ihre Deutungen religionssoziologisch interpretieren lassen.

2. P. Bourdieu und die Legitimationsfunktion der Religion

Die Auswahl des soziologischen Ansatzes ist wichtig, um zu wissen, mit welchem Repertoire man sich dem oben beschriebenen Phänomen annähern kann. Aufgrund der bisherigen Beobachtungen wird deutlich, dass religionssoziologische Studien, die nur Teilaspekte, z.B. Eventcharakter, Geschlechtertheorien oder Popkultur-Ansätze abdecken, nicht hinreichend sind, die Rolle der Religion in den Gewalttaten zu beschreiben. Stattdessen muss auf holistische Ansätze zurückgegriffen werden. Aus diesen wiederum gilt es auszuwählen resp. begründet auszuschießen.

Die Verwischung der Trennungen von sakral und profan ließe sich am besten mit dem Ansatz Emile Durkheims (1858-1917) beschreiben.⁴ Doch hier geht es ja nicht um die Vermischung der Ebenen, sondern um die Hypothese, die sakrale Sphäre werde instrumentalisiert.

Theorien, die an Max Weber (1864-1920) anschließen und besonders seine Verbindung von Herrschaft und Religion ansprechen, könnten hier hilfreich sein. Doch sie fokussieren sich auf die hierarchischen Strukturen innerhalb einer Gesellschaft oder Denomination, was eine andere Fragestellung voraussetzen würde bzw. nur einen Teilaspekt des untersuchten Themas darstellt.⁵ Um mit Niklas Luhmanns (1927-1998) Systemtheorie argumentieren zu können, bräuchte ich die Möglichkeit die stratifikatorischen Differenzen des IS bestimmen zu können. Da dies nicht möglich ist, ist auch die Bestimmung der einzelnen Funktionen nicht machbar. Deshalb sind die Subsysteme nicht einfach zu isolieren, geschweige denn ihr Kommunikationsweg nachzeichnenbar.

Nachdem all diese Ansätze als nicht hinreichend disqualifiziert wurden, seien nun die Theoriefragmente Pierre Bourdieus (1930-2002) umrissen, die als zielführend gelten können.

Bourdieu selbst sprach von einer „religionization of politics“ (Knoblauch 217). Einige Aspekte seines Werkes sollen im vorliegenden Beitrag zur Anwendung kommen: sein Kapitalbegriff und sein Begriff des religiösen Feldes. Beiden liegt dabei der „Klassenkampfbegriff“ Bourdieus zugrunde, der sich deutlich vom Marx-Engelschen Begriff absetzt und deshalb im Kontext erklärt werden muss.

A) Religiöses Kapital

Bevor das Spezifikum *religiösen* Kapitals definiert werden kann, muss zuerst Bourdieus allgemeiner Kapitalbegriff geklärt werden. Unter „Kapital“ versteht er in Anlehnung an Marx „akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Ma-

terie oder in verinnerlichter inkorporierter Form“ (Bourdieu „Kapital“ 183). Das Kapital ist eine Art unsichtbarer Kraft, die im sozialen Gefüge Bewegungsspielräume ermöglicht. Das Problem ist, wie Marx bereits in seinem *Kapital* deutlich machte, dass Kapital eigentlich kein Wert in sich sein sollte, es aber faktisch ist. Kapital ist ein Transmitter, wird aber akkumuliert von denjenigen Subjekten (oder auch Objekten), die es aufsparen können. Mit der Zeit wächst so das Kapital an und schafft es außerdem sich selbst zu reproduzieren, d.h. es die Kapitalbesitzer haben immer mehr. Grundlage dafür ist die Verteilungsstruktur innerhalb der Systeme, die es nicht oder nur kaum vorsieht, das akkumulierte Kapital wieder in die Gesellschaft rückzuführen (184). Bourdieu geht aber über Marx hinaus, indem er das Verhältnis von Eigennutzen und Uneigennützigkeit hinterfragt. Zu ersterem zählt das materielle Kapital, d.h. Geld, Besitz, Eigentum, Immobilien usw. Auf diese Weise werden bestimmte nicht-materielle „Güter“, z.B. Kunst, Kultur, Bildung u.a. ausgenommen. Sie existieren ja um ihrer selbst willen und zur Freude anderer. Deshalb heißen sie „uneigennützig“ (185f). In Wirklichkeit sind aber gerade diese Uneigennützigkeiten eine Art von Kapital, mit der selbst jemand, der materiellen Wohlstand erreicht, nicht zwingend mithalten kann, z.B. „Neureiche“ und „Altes Geld“ in den USA. Sehr wichtig sind für Bourdieu in diesem Zusammenhang das „kulturelle“ sowie das „soziale“ Kapital mit ihren jeweiligen Untergruppen (186-195). Die Crux des nicht-ökonomischen Kapitals ist es, sich nur auf lange Sicht und unter größerem Risiko in ökonomisches Kapital transformieren zu lassen. Es stärkt aus diesem Grund vor allen Dingen die Machtbasis des Kapitalhalters, wird von ihm innerhalb der Familie weitergegeben etc. (198). Dieses Kapital ist eher ein Stabilisator und eine Anlage bzw. Sicherheit und dient in seiner Akkumulation dazu, die ökonomische Akkumulation zu legitimieren, abzusichern und haltbar für nächste Generationen zu machen (198f).

Überträgt man diese Beobachtungen auf den Bereich der Religion, so gibt es auch dort Kapital. Das religiöse Kapital drückt sich in der Mächtigkeit aus, Willkürliches zu fixieren. Es ist einerseits eine Definitionshoheit, andererseits der Besitz des Akkumulierbaren, z.B. Gnade. Die Rollen innerhalb dieses Bereichs trennen entweder zwischen Führungsgestalten aufgrund ihres Charismas oder streng hierarchischen Strukturen bzw. Mischformen. Das Kapital wird von der Institution bzw. Organisation auf ausgewählte Träger übertragen. Handelt es sich dagegen um Einzelpersonen, so bringen diese ihre „Gnade“ selber hervor, z.B. magische Praktiken.

Im Kontext des „Klassenkampfes“ dienen diese Einzelpersonen oder Institutionen dazu, Kapital zu akkumulieren und zum richtigen Zeitpunkt

freizusetzen. Sei es vor einer „Schlacht“ oder als „Tranquilizer“ der „Ausgebeuteten“. Ziel ist die Durchsetzung von Ansprüchen.

B) Das religiöse Feld

Um den Terminus „religiöses Feld“ zu verstehen, ist zunächst der Oberbegriff „Feld“ zu klären. Für Bourdieu ist dies die Umschreibung einer „sozialen Wirklichkeit“. Diese entsteht durch einen „Habitus“, der wiederum als „personalisierte Struktur, die soziale Muster prägt“ verstanden werden kann. Wenn genug Teilnehmer am System ihren je eigenen, doch häufig ähnlichen Habitus entwickeln, dann entsteht eine gewisse Spannung. Diese Spannung, vergleichbar mit Elektrostatik, spannt das „Feld“ auf. Das Feld ist also kein Raum im Sinne eines Territoriums oder Areal, das im Vorfeld abgesteckt war, sondern es entsteht und vergeht allein aus den Verbindung aller Teilnehmer am Feld.

Unter „religiös“ versteht Bourdieu nach Hubert Knoblauch folgendes:

Der Religion kommt die praktische und politische Funktion der Verabsolutierung des Relativen und der Legitimierung des Willkürlichen zu, die darin besteht, das Potential an materieller und symbolischer Kraft zu verstärken, das von einer Gruppe mobilisiert werden kann, um die Gruppe als solche zu konstituieren, sowie all das zu legitimieren, was sie gesellschaftliche definiert. (Knoblauch 196)

Es geht in der Religion nach Bourdieu also darum, legitime bzw. legitimierende Erfahrungen zu konstruieren, die sich im religiösen Feld mit der Konkurrenz messen. Auf diese Weise wird ein Ethos, also eine Grundhaltung, die sich im Habitus ausdrückt, zu einer Ethik, also zu einer strukturiert und systematischen Form.

Im Kontext seines Klassenkampfbegriffs ist das Dual von „erkennen“ und „verkennen“ wichtig. Die Konflikte, die auf dem religiösen Feld ausgetragen werden, sind für Bourdieu die Verkenning des Klassenkampfes. Der Religionskrieg ist ideologisch aufgeladen, dreht sich aber letztendlich doch um materielle Interessen. Die Trägergruppen der Religion suchen das materielle Interesse und legitimieren es. Differenzen müssen dabei bekämpft werden, da sie dem Eigeninteresse schaden. Da Religion willkürliche Handlungen legitimieren kann, eignet sie sich besonders gut, um da Eigeninteresse zu verschleiern. Dies funktioniert über die Dogmen, d.h. nicht beobachtbare Gesetze bzw. Gesetzmäßigkeiten, die vieldeutig sind und es, aufgrund ihrer „Unsichtbarkeit“ jeder Klasse und Gruppe ermöglichen, ihren eigenen Sinn darin wiederzufinden. Es wird eine gemeinsame Ideologie konstituiert, in der sich alle Klassen aufgehoben fühlen, da ihre je eigenen

Bedürfnisse durch die Religion befriedigt werden.

Das konstituierte Feld bzw. System wird so etabliert, dass eine Einheitlichkeit der Repräsentationssysteme entsteht und so alle Klassen integriert werden können.

Jede und jeder aber, der diese Einheitlichkeit gefährdet, gilt als Häretiker*in, Schismatiker*in oder Apostat*in und ist zu desintegrieren.

Nimmt man Bourdieus Kapitalbegriff und sein „religiöses Feld“ als Grundlage für die nachfolgende Untersuchung, so sind folgende Fragen zu beachten:

1. Welche Rollen sind in diesem Feld vergeben?
2. Welche Klassen gibt es bzw. welche wurden konstituiert?
3. Wer ist mit welchem religiösen Kapital ausgestattet?
4. Wessen Anspruch soll da eigentlich durchgesetzt werden?
5. Gibt es ein dogmatisches System, welches mit Inklusion und Exklusion arbeitet? Wer etikettiert wen in diesem Klassenkampf?
6. Werden religiöse Inhalte erzeugt bzw. verwendet und wenn ja, in welcher Weise werden sie verkannt?
7. Welche ideologischen und materiellen Erkenntnisse liegen diesem Beispiel zugrunde?

3. Soziologische Anwendungen auf das Beispiel IS

Der Islamische Staat weist bereits in seinem Namen auf eine Kombination von Religion und Politik hin. Er ordnet sich der Religion des Islam zu und zeigt in seinen Legitimationsdokumenten, dass islamistisches Gedankengut als Basis verwendet wird. Wenn wir nun von Bourdieus Feld- und Kapitalbegriff ausgehen, dann zeigen sich mehrere Elemente:

1. Die Anführer und Vordenker des IS schreiben sich das Privileg zu, als einzige den „wahren Islam“ zu kennen. Auf diese Weise übertragen sie das „Gnade“-Kapital auf sich und die Kompetenz, Dogmen i.S. Bourdieus zu erlassen. Alle, die nicht dazugehören, werden als „die Anderen“ ausgegrenzt und zur Exekution freigegeben.
2. Im Kontext gezielter Zerstörungen und Plünderungen antiker Kulturdenkmäler und Kirchen, z.B. in Palmyra oder in Aleppo, spricht der IS von der Durchsetzung göttlicher Gebote. Hier zeigt sich der Mechanismus des Verkennens, denn die Plünderungen dienen der materiellen Bereicherung bzw. der Erhaltung der eigenen Strukturen. Sie werden aber als „Bildersturm“ deklariert und von den Streitern als solche „erkannt“. Hier wird die Kate-

gorie „das Andere“ sogar auf die Vergangenheit angewendet. Über die nicht-islamische Vergangenheit wird eine *damnatio memoriae* verhängt, die mit der Auslöschung der Namen einhergeht.

3. Eine weitere Verkennung ist das Diktum der *Dekadenz der Feinde des wahren Islam*. Der tiefsitzende Hass postkolonialer Muslime und der Frust der im Westen Marginalisierten, wird durch religiös aufgeladene Gewaltmetaphern gezielt entladen. Der Westen ist zu bekämpfen, denn es sei kein Platz für den wahren Islam *und* seine Feinde in dieser Welt.

Es könnten noch weitere Beispiele angeführt werden, diese sollten aber ausreichen, um die o.g. Fragen anfänglich zu beantworten.

Der IS bewegt sich im religiösen Feld und seine Anführer legitimieren sich selbst. Sie werden von ihrer Gruppe mit der nötigen Autorität und dem dazugehörigen Amtsscharisma ausgestattet und können so Dogmen erlassen und das Feld gestalten. Die Rollen der Gegner sind im Westen und im Christentum zu suchen. Auf diese Weise kann man den Feind nicht nur global, sondern auch im eigenen Lager identifizieren und bekämpfen. Durch das geschickte Ausnutzen der Bedürfnisse bzw. Vorbehalte der verschiedenen Gruppen bzw. Klassen innerhalb des IS, kann auf diese Weise die notwendige Einheitlichkeit konstituiert werden. Der Kampf gegen „die Anderen“ wird mithilfe radikal ausgelegter bzw. umgedeuteter und zu Dogmen erklärter Inhalte des Islam legitimiert und auf diese Weise Gewalttaten gerechtfertigt. Die Machtinteressen, aber auch die Akkumulation von ökonomischem Kapital liegen im Interesse der Anführer. Um diese Interessen zu verschleiern, da sie dem Zusammenhalt der Gesellschaft schaden würden, greift der IS auf Religiöses zurück.

Wie aus den oben skizzierten Ausführungen führender Experten zum Thema Dschihadismus geschlossen werden kann, ist die „Klasse“ der jungen, nicht-religiös sozialisierten europäischen Kämpfer besonders radikal und anfällig für die Ideologie. Sie sind frustriert und wollen ihr Leben gerne einer Art von (nihilistischem) Sinn verschreiben. Sie selbst haben häufig die Erfahrung gemacht, dass sie „die Anderen“ sind, die nicht dazugehören (sollen bzw. dürfen). Sei es in den Banlieus von Paris oder Marseille, in den Außenbezirken von London, Berlin oder Wien oder auch einfach nur als Jugendliche auf dem Land. Das Bedürfnis der Radikalisierten ist es, eine Legitimation für die Entladung ihrer Frustration zu finden. Diese liefert der IS. Der Mechanismus der Indoktrination greift und sorgt somit für eine Verkennung des politischen, ökonomischen etc. Konflikts und verschiebt ihn auf die religiöse Ebene. Ob es auch auf dieser gelöst werden kann oder ob die Aufgabe von Theologie und

Religionsforschung nur sein kann, diese Verknüpfungs-Mechanismen aufzulösen, das ist eine andere Frage, die auf anderer Ebene diskutiert wird und werden muss.

¹ Diese Untersuchung zeigt auf der Makroebene die Bedingungen der Möglichkeit der Entstehung dieses Staates und konstruiert eine soziale Wirklichkeit, die erklärt, was die prägenden Faktoren aus seiner Sicht sind. Die Schwachstelle von Neumann ist aus m.E. die Eurozentrik seiner Perspektive bei gleichzeitigem Ignorieren der Mitverantwortung des Westens im postkolonialen Raum „Nahost“. Diese wird gut auf den Punkt gebracht von WALI, Najem: *Im Kopf des Terroristen. Vom Töten mit und ohne Gott. Aus dem Arabischen übersetzt von Markus Lemke, Salzburg 2016.*

² Die Signifikanz zeigt sich erst in der genaueren Typisierung der Kämpfer, die Neumann in die drei Gruppen „Verteidiger“, „Mitläufer“ und „Sinnsucher“ aufteilt. (vgl. Neumann 107-130) Anders deutet Mannemann, der Broken-Home Situationen als Hauptmotivator einstuft (Mannemann 10).

³ Das geht laut Mühl 155f durchaus mit dem Phänomen der nicht religiös sozialisierten Jugendlichen überein, da gerade sie, aufgrund ihrer Ahnungslosigkeit, besonders anfällig für radikale Taten sind. Sie können schließlich nicht auf Alltagserfahrungen zurückgreifen und so relativieren bzw. kontextualisieren, was sie hören, sehen und erleben.

⁴ Zu den genannten Theorien greife ich zurück auf Gabriel/Reuter, die die wichtigsten Texte zur Religionssoziologie gesammelt und eingeleitet herausgegeben haben.

⁵ Da es sich nur um einen Essay handelt, nehme ich von der Triangulation verschiedener Methoden Abstand und beziehe Weber deshalb nicht mit ein.

BENEDIKT J. COLLINET

GEB. 1989 IN TRIER (D), STUDIERT KATH. THEOLOGIE (MAG. DR.), RELIGIONSPÄDAGOGIK, PHILOSOPHIE, RELIGIONSWISSENSCHAFT UND KOMPARATISTIK AN DEN UNIVERSITÄTEN TRIER UND WIEN. SEINE FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE SIND BIBLISCHE HERMENEUTIK UND AUSLEGUNGSGESCHICHTE; DAS ZWEITE BUCH DER KÖNIGE; DIE BÜCHER GENESIS UND EXODUS; CHRISTLICH-MUSLIMISCHER DIALOG. AKTUELL BEGINNT ER SEINE HABILITATION ÜBER POSTSTRUKTURALISTISCHE ANSÄTZE ZUR INNERBIBLISCHEN AUSLEGUNG DES EXODUSBUCHES; SEINE MASTERARBEIT IN RELIGIONSWISSENSCHAFTEN ZU EINEM TEXTKUNDLICHEN VERGLEICH VON GEN 22 UND SURE 2 IN JÜDISCHEN UND MUSLIMISCHEN KONTEXTEN DER ERSTEN NACHRICHTLICHEN JAHRHUNDERTE UND AB HERBST 2019 EIN FWF-PROJEKT AN DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK ZUM THEMA „KARL RAHNER AND THE BIBLE“.

PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2016.

Literatur

BOURDIEU, Pierre: *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*, in: Kreckl, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt SB 2)*, Göttingen 1983, 183-196.

DERS.: *Genese und Struktur des religiösen Feldes*, in: DERS. (Hg.): *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*, Konstant 2000, 66-84.

GABRIEL, Karl/ REUTER, Hans-Richard (Hg.): *Religion und Gesellschaft. Texte zur Religionssoziologie*, Paderborn 2010.

KADDOR, Lamya: *Zum Töten bereit. Warum deutsche Jugendliche in den Dschihad ziehen*, Münster 2015.

KNOBLAUCH, Hubert: *Religionssoziologie*, Berlin 1999.

LOHLKER, Rüdiger: *Theologie der Gewalt. Das Beispiel IS*, Wien 2016.

MANNEMANN, Jürgen: *Der Dschihad und der Nihilismus des Westens. Warum ziehen junge Europäer in den Krieg?*, Bonn 2016.

MÜHL, Britta: *Faszination Dschihad. Von Sinnleere und Todesliebe*, in: IKaZ Communio 46 (2017) 154-162.

NEUMANN, Peter: *Die neuen Dschihadisten. IS, Europa und die nächste Welle des Terrorismus*, Berlin 2015.

Lucija Mihotic, Wien

Lebensräume anpassen – Online Apotheke

Abstract

Die Kommerzialisierung des Internets in den 1990er Jahren hat zu einer stillen Konsumrevolution geführt. Heutzutage ist es theoretisch möglich, alle Arten von Artikeln online zu kaufen, einschließlich Pharmazeutika für den menschlichen Gebrauch. E-Apotheke ist ein Konzept, das von Patienten verschiedenen Alters verwendet wird. Lebensräume werden an unsere Bedürfnisse angepasst. Es ist von großer Bedeutung, weil es Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen ermöglicht möglichst lange in ihrer vertrauten Umgebung bleiben zu können und Medikamente nach Hause geliefert zu bekommen.

1. Phenomenon of e-pharmacy

Online shopping has been growing rapidly and nowadays has become an integral part of everyday life. With the popularity of business to consumer e-business and to the internet, consumers are no more dependent on domestic market, but also have a broader access to international markets. Internet revolution has changed the business philosophy and has enabled consumers to make a decision with one click of the mouse and to get their healthcare service.¹ Online shopping can offer greater product selection, accessibility and convenience without the restrictions of time and space (Brynjolfsson and Smith, 2000). There are also fewer tangible and intangible transaction costs in an online shopping process, such as product searches, price comparisons and transportation, which result in higher shopping convenience values (Blake et al., 2005; Childers et al., 2001; Grewal et al., 2004) than those of traditional shopping. The share of e-commerce is constantly growing, while traditional brick-and-mortar commerce is expected to decline. Online pharmacies are retail pharmacies that operate partially or exclusively over the Internet, they ship orders to customers by mail and sell pharmaceuticals including prescription medications on the internet.² The first online pharmacies began operation in the late 1990s and since then, the number of international online drug stores has increased dramatically.³ Most of those pharmacies operate by brick-and-mortar community pharmacies and serve consumers online and/or at the store. Almost all successful online pharmacies use virtual merchant model whereby revenues are derived directly from the sales of pre-

scription drugs. There are also some “pure play” online pharmacies, such as www.drugstore.com, which work with “click in” options. These pharmacies have a problem finding a sustainable business model and also competing “brick-to-mortar” pharmacies who have also established an online shop.⁴ The scopes of business of online pharmacies mainly include the sale of health-related products, such as over-the-counter (OTC) drugs, medical devices, health foods, cosmetics and toiletries, sexual products, fertility products, and sundry items. The payment methods of online pharmacies mainly include cash on delivery, online payments, bank deposits, postal remittances, and customers self pick-up. Methods of customer service include online customer service, online pharmacist consultations, and hotlines. Online pharmacies can extend the sales network of brick-and-mortar chain pharmacies to any region where internet can reach. It has a great significance for a vast territory country like, especially for drugs supply network in rural areas. The number of online pharmacies has grown substantially in the past several years. According to Legit Script (2015), an online pharmacy verification service, there are over 35,000 online pharmacies throughout the world, and between 0.6 and 5.7 percent could be considered legitimate based upon national certification.⁵

1.1. Online pharmacy in EU

Nowadays in the European Union (EU) it is possible to buy medicine online. In order to avoid falsified medicine, patients should only buy medicines from online medicine retailers registered with the national competent/regulatory authorities in the EU Member States. These registered retailers have a common logo which appears on their websites. Customers can click on the logo which will lead them to registration of online retailers of the country where the retailer is established and registered, corresponding to the flag displayed on the logo. The online retailer should be on the list if he is a legal retailer. EU online pharmacies have a common logo, which consists of three elements: the pictogram (white cross with four green lines), the national flag and the textual part which should always be used together as one unit and may not be used separately. Each EU country has its own specified logo.

EU Member State	Register of online retailers
Austria	https://versandapotheeken.basg.gv.at
Belgium	http://www.fagg-afmps.be
Bulgaria	http://www.bda.bg
Croatia	http://www.halmed.hr
Cyprus	http://www.moh.gov.cy
Czech Republic	http://www.sukl.eu
Denmark	http://laegemiddelstyrelsen.dk
Estonia	http://rkav.sm.ee
Finland	http://www.fimea.fi
France	www.ordre.pharmacien.fr
Germany	http://www.dimdi.de
Greece	To be made available shortly
Hungary	http://www.ogyei.gov.hu
Ireland	http://thepsi.ie
Italy	http://www.salute.gov.it
Latvia	https://www.zva.gov.lv
Lithuania	http://www.vvkt.lt
Luxembourg	To be made available shortly
Malta	http://medicinesauthority.gov.mt
Netherlands	http://www.aanbiedersmedicijnen.nl
Poland	https://www.gif.gov.pl
Portugal	http://www.infarmed.pt
Romania	To be made available shortly
Slovakia	http://www.sukl.sk
Slovenia	http://www.mz.gov.si
Spain	www.distafarma.aemps.es
Sweden	https://lakemedelsverket.se
United Kingdom	www.gov.uk/mhra
EEA Member States	
Iceland	To be made available shortly
Liechtenstein	To be made available shortly
Norway	https://legemiddelverket.no

Table 1. List of registers of online medicine retailers in the EU:

Source: https://ec.europa.eu/health/sites/health/files/files/eulogo/logosancointernet_charte_v2.pdf

Online pharmacy in Austria

Austrian pharmacies can sell prescription-free medicines and registered medicine via the internet since 25 June 2015, whereas the online sale of prescription medicines in Austria is still forbidden. Online pharmacies located in Austria have to register with the Federal Office for Safety in Health Care (BASG). Regarding the Health ministry, internet and mail order sales may only be carried out by pharmacies which have a real shop which is open to customers, and stock rooms, and which fulfils the strict regulations of the Pharmacies Act and the regulations on operating pharmacies.



Picture 1. Austrian logo for online pharmacies/retailers

The list by the AGES MEA – Austrian Medicines and Medical Devices Agency contains information in all distance selling pharmacies registered in Austria:

Source: <https://versandapotheeken.basg.gv.at/>

Table 2. List of the distance selling pharmacies in Austria	
Adler Apotheke Inhaber Mag. pharm. Bernd Milenkovics e.U.	http://www.grazer-aposhop.at
Adler Apotheke Mag. pharm. Niedan KG	http://webshop.adlerapotheke.at
Adler-Apotheke Fritsch & Co KG	https://www.adler-online.at/
Albarelli-Apotheke Mag. pharm. Ulrike Sommeregger KG	http://www.apothekenlieferservice.at
Apotheke "Stainz" Mag. pharm. Bischof KG	http://webshop.apotheke-stainz.at
Apotheke Nord, Mag. pharm. Gruber e.U.	http://apothekenord.at/shop/
Apotheke Zum Heiligen Josef Mag. pharm. Dr. Gilbert Krug	http://www.medexpress.at
Apotheke Zum Mohren KG	http://www.orthovitamin.at http://www.apotheke-oberpullendorf.at
Apotheke Zur Kaiserkrone, Mag. pharm. Uwe Schehl	http://www.kaiserkrone.at
Apotheke der Barmherzigen Brüder in Linz e.U.	http://apotheke.barmherzige-brueder.at
Apotheke vorm Lindwurm Mag. pharm. Pichler KG	http://www.apothekevormlindwurm.at
Apotheke zum Andreas Hofer - Mag. Moncher KG	http://www.andreas-hofer.at/shop
Auge Gottes Apotheke Mag. pharm. Christina Kletter e.U.	http://www.auegottes.at/shop.html
Belladonna-Apotheke Mag. pharm. Götzinger KG	http://www.belladonna.wien
Casa Medica Apotheke Dr. Peyer KG	http://www.casamedica.at
Christophorus Apotheke Mag. pharm. Christoph Gölles e.U.	http://www.apotheke-deutschlandsberg.at http://www.christophorus-apo.at
Christophorus Apotheke und Drogerie Mag. pharm. Hoyer KG	http://apomed.at http://apotheke-schwertberg.at
Heiligen Geist-Apotheke Mag. pharm. Mehrdad Nedjatian e.U.	http://heiligengeistapotheke.at
Johannes Apotheke Mag. pharm. Alexander J. Herzog e.U.	http://www.apopure.at http://www.apo-pure.at http://www.apo-pure.com
Kornblumen Apotheke Mag. pharm. Dipl.-Inform. Gunther Hebein e.U.	http://www.meineapo.at http://www.kornblumen-apotheke.at
Kur-Apotheke Oberlaa	http://webshop.kurapothekeoberlaa.at
Mag. pharm. Dietmar Daurer Lindenapotheke e.U.	http://www.apo-bring.at
Mag. pharm. Veit Rothlauer Apotheke e.U.	http://www.valsona.de http://www.valsona.com http://www.valsona.at http://www.shoepping.at
Maria Lourdes Apotheke Mag. Sigismund Mittelbach	http://www.apobag.at/ https://www.ios.mla.at
Mariahilf-Apotheke Mag. pharm. Christoph Rücklinger KG	http://www.mariahilf-apotheke.at
Michael Apotheke KG	http://www.michael-apotheke.at
Paracelsus - Apotheke Mag. pharm. Ewald Meister KG	http://webshop.paracelsusapotheke.co.at/
Raphael-Apotheke e.U.	http://maennerapotheke.net http://pillenblitz.com http://pillenblitz.at
Regenbogen - Apotheke	http://www.apoonline.at
Rupertus - Apotheke Schachner OG	http://www.rupertus-aposhop.com
St. Martin Apotheke Mag. Christoph Splichal KG	http://servusapotheke.at http://pharmexpress.at
Stadtapotheke Hallein Mag. pharm. Kühn KG	http://www.stadtapotheke-hallein.at
Steinbock Apotheke OG	http://www.steinbockapotheke.at
Steinsee - Apotheke Mag. pharm. Nikola Koran-Trauner, e.U.	http://www.apo123.at
Stern - Apotheke Mag. pharm. Felix Lerch KG	http://webshop.stern-apo.at
Stern-Apotheke - Chemisch- pharmazeutische Produkte Mag. pharm. Egfried Scharitzer KG.	https://webshop.sternapolinz.at
Stern-Apotheke Kuhn & Mather OHG	http://www.medistore.at
Tscherkassky Apotheken KG	http://www.aposhop-freindorf.at
Urania-Apotheke Mag. pharm. Baurek OHG	http://www.beavit.at/ http://www.beavit.com http://www.beavit.de
Vindobona-Apotheke Mag. pharm. Thomas Müller-Uri KG	http://www.apothekenbote.at
Westend Apotheke Salem & El-Schahawi OG	http://shop.westendapo.at

2. Customer buying behavior in a pharmaceutical online context

2.1. Customer loyalty in an online context

Customer loyalty is a very important factor for a company's profitability. In an online context it is a much bigger challenge to establish a customer loyalty⁶, as it is very different than the traditional one in physical shops. There is no face-to-face-contact between companies and customers (Schijns, 2003), shopping is being anonymous and automated (Head et al., 2001). There are two distinct routes which have different impact on customer loyalty at different purchase stages of the online shopping process; one is an emotional way based on better moods and feelings, while another is a rational way based on comparative analysis of benefits and costs. According to Gefen et al. (2003, 54-55), trust is a very significant determinant influencing customer loyalty in an online context as the customers perceive online shopping process as unreliable. Trust strengthens the intention to purchase from an online store, especially when the customer is already an online customer.

Koufaris states that some studies have shown that perceived risk of an online shopping has an impact on overall attitude toward online shopping. Perceived risk is a construct closely related to trust. Perceived risk can be defined as an uncertainty which a person needs to face as the consequences of its actions can not be controlled. (Chan & Lu 2004, 24) In the online shopping context perceived risk can be for instance a fear of credit card fraud or not receiving the right product (Koufaris 2002, 206).

2.2. Clusters of consumers in a pharmaceutical online buying context

When buying medicine online different clusters of consumers can be identified: the enthusiastic experts, the risk-averse traditionalists, the convenience-oriented rationalists, the inexperienced opponents.

- a. *The enthusiastic experts* have a very positive attitude and experience towards online buying of pharmaceuticals, they like the convenience of online buying, buy often online and recommend this way of shopping further to others.
- b. *The risk-averse traditionalists* are skeptical towards internet shopping, they miss the lack of personal consultation with the pharmacist as they are the youngest group of all mentioned clusters and therefore do not have a lot of experience when buying medicines.
- c. *The convenience-oriented rationalists* like and prefer buying online as they consider

usability and convenience as the most important factors, whereas online shopping spares their precious time. Their only concern is the functional factor.

- d. *The inexperienced opponents* are negative towards the online buying in general as well as pharmaceuticals. They doubt the quality of the online bought medicine and are skeptical towards the money that should be invested online.

3. Advantages and disadvantages of an online pharmacy

3.1. Advantages

An online pharmacy has a lot of advantages for customers. Some of the most important are: 1) convenience, 2) large products offer, 3) respect for privacy, 4) price competitiveness.

Factor of convenience is especially important because some patients are physically weak or disabled⁷ to come to the pharmacy store or the doctor in desired time, as the pharmacy working hours are limited, whereas an online pharmacy are accessible at any time of the day what gives customers an opportunity to buy medicine online 24 hours a day. Customers can stay home, buy their medicine online with a mouse click, pay it with various methods of payment and get it delivered at home.

On the other hand, an online pharmacy offers customers a large product offer, where they can choose exactly product and pharmacy brand which they prefer, but also compare the prices easily. The factor of respect for privacy gives customers an opportunity to buy all medicine which they want, in highly discreet way, this is especially important for customers who want to avoid embarrassment and anxiety to buy some personal quality-of-life pharmaceuticals, as for example Viagra or birth control pills.

Price competitiveness is one more factor which makes online-pharmacies more interesting to customers. There are also often various discounts on quantity and special offers for medicine.

3.2. Disadvantages

Online pharmacies do not have a face-to-face medical communication with a doctor or pharmacist which can lead to misusing the drugs and harm patients, not learning of alternative therapies, or not receiving physical examinations or follow-up care.

Online drug purchasing is also associated with drawbacks such as safety concerns - there is no guarantee for personal data protection, privacy and credit card data security, lack of ethicality, and legal non-compliance

(Fung et al., 2004). Nevertheless, there are a lot of remote and rural areas in the world, which are still without internet so people in those areas do not have an access to internet and online pharmacies.⁸ Online pharmacy does not provide some quality dimensions of brick-and-mortar pharmacies like verification of medical compatibility, personal guarantees by the pharmacist for product authenticity, long-term familiarity with favourite pharmacy locations what may inhibit consumers from buying pharmaceuticals online (e.g. Spain et al. 2001).

According to Fung et al, the main disadvantage of the online pharmacies is that patients who obtain their prescriptions through online pharmacies place themselves at a higher risk of drug-related injury.

Table 1. Advantages and potential disadvantages of obtaining medicines from internet pharmacies	
Advantages/benefits	Disadvantages/concerns
Convenience	Lack of face-to-face communication
24 h availability Comparison shopping	Increased risk of polypharmacy, drug interactions and non
Increased consumer information Privacy and anonymity	Questionable integrity of drugs due to inappropriate stor-
Freedom from time and location	Different drug names, foreign labels
Elimination of barriers for people with disabilities Variety of	Differences in drug classification between countries
Variety of available medications Affordable lower prices	Direct to consumer advertising of prescription-only medi-
Opportunity to purchase pharmaceuticals from other coun-	Lack of effective international regulation

The table below shows a systematic review of advantages and disadvantages of an online pharmacy.

Source: Andras Fittler, E. L. (2013). Behaviour analysis of patients who purchase medicines on the internet: can hospital pharmacists facilitate online medication safety? *Eur J Hosp Pharm* , 8-12.

4. Threats and opportunities and of online pharmacy

4.1. Challenges: illegal pharmacy/crime

The WHO (World Health Organisation) claims that nowadays there is a large number of illegal pharmacies who operate on the web. These 'rouge online pharmacies' sell medications without prescriptions and/or deliver products with unknown origins. Unapproved, falsified, falsely-labelled and counterfeit medicines are available which are deliberately and fraudulently mislabeled with respect to identity and/or source. They may include products with the correct ingredients or with the wrong ingredients, without active ingredients, with insufficient or too much active ingredients, or with fake packaging. These drugs can look so similar to the genuine product that they can deceive health professionals as well as patients.

According to the World Health Organization, up to 50 percent of pharmaceuticals sold online are counterfeits. The criminal market in counterfeit pharmaceuticals regards the two categories of medicines as they are generally distinguished by national regulatory agencies: 'over the counter' (OTC) – pharmaceuticals sold directly to buyers without a medical prescription and 'prescription only' (POM) - sold only with the approval of a healthcare professional. These products are an extreme threat to health: even if incident trends are difficult to assess because of the very high untraceable numbers, estimates range from 100,000 to 700,000 deaths per year caused by counterfeits. The trade in counterfeit pharmaceuticals 'ought to be considered a more serious transnational crime than it is.'⁹

There are two main types of counterfeit medicine which are sold via the Internet (a) so-called 'lifestyle drugs' – that is, pharmaceuticals that are assumed voluntarily to improve appearance or certain aspects of personal life, for instance drugs for erectile dysfunction, obesity and male pattern baldness; (b) opioid analgesics and psychotropic substances such as stimulants, antidepressants and benzodiazepines, which could also be misused by drug addicts.¹⁰ Health authorities in the U.S. and Europe and FDA (the US Food and Drug Administration) have defined online pharmacies as a "dark corner" of the health market, and "serious public health risk".

4.2. Opportunities (future) of an online pharmacy

Online pharmacy is predicted to be the next big evolution that will impact billions of lives and bring a healthy behavioral change for safer and more convenient future. The online pharmacy model is getting more and more attention of investors and entrepreneurs. According to industry experts, this sector has great business potential and is believed to grow from 18\$ billion markets to 55\$ billion by 2020. However, it is very important that e-pharmacies ensure customers that their payment is safe and secure, price competitiveness, but also improve customer service where pharmacists will be available for an online medical consultation.

- 1 Dr. Joanne, K. U., Kate Dobson, U. o., & Andrew Robinson, U. o. (2016). AN EXAMINATION OF PRIVACY POLICIES OF GLOBAL ON-LINE EPHARMACIES . *European Journal of Research and Reflection in Management Sciences* Vol. 4 No. 6, ISSN 2056-5992
- 2 La Vorna, Grazia Orizio1, Anna Merla, Peter J Schulz, & Umberto Gelatti, 2011
- 3 Mäkinen MM, R. P. (200). Do online pharmacies fit European internal markets? *Health Policy*, 245–52
- 4 Minhaj Ferdous, A. N. (December 2013). *Prospects of E-Commerce in Pharmaceutical Industry of Bangladesh: Lessons from the Case of Drugstore.com . Journal of Business Studies*, Vol. XXXIV, No. , 105-121.
- 5 Dr. Joanne, K. U., Kate Dobson, U. o., & Andrew Robinson, U. o. (2016). AN EXAMINATION OF PRIVACY POLICIES OF GLOBAL ON-LINE EPHARMACIES . *European Journal of Research and Reflection in Management Sciences* Vol. 4 No. 6, ISSN 2056-5992
- 6 Gommans et al., 2001
- 7 Grazia Orizio1, M. P., Anna Merla, M., Peter J Schulz, P., & Umberto Gelatti, M. (2011). *Quality of Online Pharmacies and Websites Selling Prescription Drugs: A Systematic Review. JOURNAL OF MEDICAL INTERNET RESEARCH*, vol. 13, iss. 3 .
- 8 Su, L., Huang, W., & Leung, J. (2011). *Development and management of online pharmacies in China. Journal of Medical Marketing* 11(3), 197–203 .
- 9 Anita Lavorgna, U. o. (2014). *The online trade in counterfeit pharmaceuticals: New criminal opportunities,trends and challenges. European Journal of Criminology* , 1-6.
- 10 Anita Lavorgna, U. o. (2014). *The online trade in counterfeit pharmaceuticals: New criminal opportunities,trends and challenges. European Journal of Criminology* , 1-6.

LUCIJA MIHOTIC

GEBOREN 15.10.1990 IN ZAGREB (KROATIEN), STUDIERT BETRIEBSWIRTSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZAGREB, FAKULTÄT FÜR WIRTSCHAFT UND AN DER WIRTSCHAFTSUNIVERSITÄT WIEN. WÄHREND DES BACHELOR- UND MASTERSTUDIUMS HAT SIE ALS UNIVERSITÄTSTUTORIN IM INSTITUT FÜR MARKETING (MIT SCHWERPUNKT BUSINESS TO BUSINESS MARKETING UND BRAND MANAGEMENT) GEARBEITET UND WAR IN WISSENSCHAFTLICHEN PROJEKTEN TÄTIG. NEBEN DEM STUDIUM HAT SIE ZUSÄTZLICHE PROGRAMME JOSZEF UND MASTER

CLASS CEE PROGRAMM IM BEREICH CEE MANAGEMENT AN DER WU GEMACHT, WO SIE IN VERSCHIEDENEN PROJEKTEN ENG MIT DER INDUSTRIE KOOPERIERT HAT. IHRE FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE BETREFFEN DIE KMUS, FAMILIENUNTERNEHMEN SOWIE MARKETING UND BRAND MANAGEMENT. IM MOMENT ARBEITET SIE AN EINER DISSERTATION ZUM IMAGE VON FAMILIENUNTERNEHMEN UND DESSEN EINFLUSS AUF DIE NACHFOLGEBEREITSCHAFT. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2018.

Literatur

- Erin R. Holmes, P., David J. Tipton, P., & Shane P. Desselle, P. (2003). *The Impact of the Internet on Community Pharmacy Practice: A Comparison of a Delphi Panel's Forecast with Emerging Trends. Health Marketing Quarterly*
- Ferdous Minhaj, A. N. (December 2013 s). *Prospects of E-Commerce in Pharmaceutical Industry of Bangladesh: Lessons from the Case of Drugstore.com . Journal of Business Studies*, Vol. XXXIV, No. 3, 105-121
- Fittler Andras, E. L. (2013). *Behaviour analysis of patients who purchase medicines on the internet: can hospital pharmacists facilitate online medication safety? Eur J Hosp Pharm* , 8-12.
- Gommans et al., 2001
- Joanne,K. U., Kate Dobson, U. o., & Andrew Robinson, U. o. (2016). AN EXAMINATION OF PRIVACY POLICIES OF GLOBAL ON-LINE EPHARMACIES . *European Journal of Research and Reflection in Management Sciences* Vol. 4 No. 6, ISSN 2056-5992
- La Vorna, Grazia Orizio1, Anna Merla, Peter J Schulz, & Umberto Gelatti, 2011
- Lavorgna Anita, U. o. (2014). *The online trade in counterfeit pharmaceuticals: New criminal opportunities,trends and challenges. European Journal of Criminology* , 1-6.
- Mäkinen MM, R. P. (200). Do online pharmacies fit European internal markets? *Health Policy*, 245–52
- Orizio1 Grazia, M. P., Anna Merla, M., Peter J Schulz, P., & Umberto Gelatti, M. (2011). *Quality of Online Pharmacies and Websites Selling Prescription Drugs: A Systematic Review. JOURNAL OF MEDICAL INTERNET RESEARCH*, vol. 13, iss. 3.
- Su, L., Huang, W., & Leung, J. (2011). *Development and management of online pharmacies in China. Journal of Medical Marketing* 11(3), 197–203.